PT 2542
.T2 U6

1801

Urania

über

Gott, Unsterblichkeit und Freiheit,

ein lyrisch-didactisches Gedicht
in sechs Gesängen

von

C. A. Tiedge.

Halle 1801
In der Rengerschen Buchhandlung.

PT2542
.T2U6
1801

B1266

An meinen Gleim

zum zweiten April 1801.

Zum Opfer Dir, dem Edlen Weisen,
Den heut' in Emma's Hain ein schöner Altar ehrt,
Und Lieder, welche Dich Urania gelehrt,
Mehr, als des Freundes Lieder, preisen;
Dir, Freund, der zwischen zwei Unsterblichkeiten steht,

Mit einem Kranz, den in geweihten Stunden,
Vom Hauche der Begeistrung angeweht,
Die Muse Halladats um Deine Stirn gewunden;
O Dir, Du Sänger Gottes, weiht
Sich dieses Lied von Gott und der Unsterblichkeit.

Tiedge.

Vorrede.

Die erste Idee zu dem nachstehenden Gedichte entwickelte sich aus Gesprächen, die das Bedürfniß eines Freundes waren, der nach niederschlagenden Erfahrungen, unter harten Entbehrungen und durch schmerzliche Verluste zur Schwermuth gestimmt, in jenen Gesprächen einen wehmüthigen Trost fand. Oft und noch kurz vor seinem Tode foderte er mich auf, ein Gedicht über sein Lieblingsthema, wie er

die Hofnungen der Unsterblichkeit nannte, aufzusetzen. Die wichtigern Gegenstände der Speculation, meinte er, müßten aus den höheren Regionen der Vernunft in den Mondschein der Phantasie hineingetragen, durch eine gewiße Individualisirung dem Herzen näher gebracht werden können. Ich zählte ihm dagegen einige Schwierigkeiten auf: indeßen reitzten eben diese mich, meine Kraft zu versuchen. Die Individualisirung war mir durch die Entstehungsart der ganzen Idee gegeben; ich ging an die Arbeit und dichtete in die Seele meines Freundes den ersten Gesang, der die Klagen eines trauernden

Zweiflers enthält; und in der Hofnung, daß die antwortenden Gesänge in möglichst kurzen Zwischenfristen nachfolgen sollten, wurde jener bereits im Jahre 1792 in dem Journale für Aufklärung abgedruckt. Darüber starb mein Freund, und mehrere Umstände vereinigten sich, die mich nöthigten, diese Arbeit ruhen zu laßen. Vor einiger Zeit wurde ich wieder darauf geführt; es war, als ob die heiligen Manen meines Freundes mich umschwebten. Ich fing von neuem an, und übergebe hier den Erfolg den Händen des Publikums. Es hätte sich vielleicht eine beßere Form zur poeti-

schen Behandlung dieses Gegenstandes finden laßen. Allein durch die Enstehungsart des Plans war die Form ein Mal bestimmt; und die Billigung eines dahin geschiedenen Freundes hatte sie mir gewißermaaßen geheiliget: und so blieb die Form, welche sie war, als ich mich entschloß, das Angefangene wenigstens zu enden. Uebrigens verspreche die Vorrede dem Leser nur einen Versuch, nur die, an eine gewiße Ordnung geknüpfte, Darstellung von Gedanken, wie sie Freunde einander mitzutheilen pflegen. — Im März 1801.

Erſter Geſang.

Inhalt.

Es sind die widrigen Lebenslagen, die unsre inneren Beruhigungen prüfen. In diesen Lagen schauet der Geist umher; sein Durst nach tröstender Wahrheit bleibt unbefriedigt; sein Streben nach Beruhigung trift auf Ungewißheit und unbesiegbare Zweifel.

1. Zweifel an dem Daseyn eines Gottes. Der forschende Verstand geht in die Natur hinaus. Die Auftritte der physischen Welt deuten leise auf eine Gottheit hin, deren Einfluß auf die moralische er aber vermißt: daher ein trauriges Schwanken, welches

2. Den Glauben an die Fortdauer der Seele tief erschüttert. Das Wesen der Seele ist unerforschlich; sie ist sich selbst ein Räthsel. Aus sich hinaus blickend, überschaut sie den ewigen Zirkelgang der Natur vom Entstehen zum Verschwinden. Die Erscheinung des physischen Menschen geht denselben Gang; und gleichwohl dringen sich ihm Bedürfnisse auf, welche mit diesem Gange im Widerspruche stehen. So fortschwankend, stößt der Zweifler auf die unläugbare Abhängigkeit seiner inneren Bestimmungen vom Drange körperlicher Einwirkungen: dieß macht ihm

3. Seine sittliche Freyheit und die davon herfließende Verdienstlichkeit moralischer Erscheinungen zweifelhaft. Und dennoch fordert eine innere Stimme von ihm die Tugend. Diese Verstellung vollendet den traurenden Zweifler, der nach Beruhigung seufzet, aus sich in die Natur hinaus, und aus der Natur in sich zurück schwankt.

Erster Gesang.

Klagen des Zweiflers.

Mir auch war ein Leben aufgegangen,
Welches reich bekränzte Tage bot;
An der Hoffnung zarten Wangen
Blühte noch das erste junge Roth.
Auf der Gegenwart umhauchten Wogen
Brannt' ein Morgen, schön wie Opfergluth;
Hohe Traumgestalten zogen
Stolz, wie Schwäne, durch die rothe Fluth.

Leichte Stunden rannen schnell und schneller
An dem halberwachten Träumer hin,
Und die Gegend lag schon hell und heller,
Nur auch wüster, da vor meinem Sinn.

Forschend blickt' ich in die weiten Räume,
Aber bei dem zweifelhaften Licht
Sah' ich nun — nur meine Träume,
Wahrheit selbst, die Wahrheit sah ich nicht.
O der Helle, die dem guten Schwärmer
Nichts zu zeigen hat, als seine Nacht!
O des Lichtes, das den Glauben ärmer,
Und die Weisheit doch nicht reicher macht!

Frühling war; es wehten Friedenslüfte;
Jedes Athmen dieser Weihung blies
Ein Elysium, voll zarter Düfte,
Sanft herüber in mein Paradies.

Hin! dahin ist diese holde Jugend
Einer Zeit, die blühend mich umfing;
Stumm die Gegend, wo die stille Tugend
Einer hohen Seele ging.
Oed' und einsam blick' ich dort hinüber,
Horche hin, ich horche, wie ein Kind,
Nach den Liedertönen, die darüber
Scheidend hingeflattert sind.
Jedes Thal, voll Ruh und Abendröthe,
Mahnet mich an Hehra's Seelenflug,
Als sie auf den Blick zum Himmel schlug,
Und der Geist, der ihrer Lipp' entwehte,
Meine Seel' auf Engelflügeln trug.
Wie begeistert! wie empor gehoben!
Rief ihr heiligstes Entzücken aus:
Sey gegrüßt, zum Wiedersehn, da droben,
Sey gegrüßt, du stilles Geisterhaus! —

Dieser Traum versank, wie eine Welle,
Die kein Daseyn wieder hoffen darf.
Zeig' am Leben mir die rothe Stelle,
Jenen Lichtblick, den die Sonnenhelle
Einer andern Welt herüber warf.
Ach! wir dünken uns erhabne Götter,
In des Lebens Seligkeit vertieft;
Und wie anders, wenn ein dunkles Wetter
Unsern innern Lichttag prüft!
Finster schweigend liegt vor mir die Ferne.
Wie vom Sturm empor gejagt,
Richtet zwischen mir und meinem Sterne
Sich der Zweifel auf und fragt:
„Seyn und Werden, seyd ihr Dunstgebilde,
„Die aus tiefer Nacht herüber wehn,
„Und zerflatternd in dem Traumgefilde
„Dunkler Phantasieen untergehn? —"

Wenn ich sinnend durch das Leben walle:
Dann erscheint mir das Gebiet der Zeit,
Wie der Schauplatz einer Schattenhalle,
Wo die Täuschung steht und Bilder reiht.
Traurig! traurig! seine Lauberhütten,
Wie an einen Abhang in das Graun
Einer ewigen Zerstörung, mitten
Unter Truggestalten hingebaun;
Keinen Aufblick eines holden Strahles,
Der den Sinn des großen Bildersaales
Der Natur enthüllte, je zu schaun!
Konnte Gott, der so den Menschen machte,
Daß er Wahrheit suche, konnt' er ihn
Doch verdammen, daß er hier verschmachte?
Ihm den Becher zeigen und entziehn?

Gott! ein Gott! ach, irrend such ich ihn
Draußen in der blau gewölbten Halle

Seines Tempels such' ich seine Spur;
Suche Hoffnung, Trost und Ruh und falle
Weinend in die Arme der Natur.
An die Sterne heften meine Klagen
Manches tiefe seufzende Warum?
Keine Antwort kommt zu meinen Fragen;
Alles schweigt, die Mitternacht ist stumm.

Nächtlich einsam wandl' ich durch die Haide,
Wo mein Geist den weiten Raum durchschifft:
Wer enthüllt mir diese Sternenschrift
An den feierlichen Prachtgebäude?
Wer enthüllt die Flammeninschrift mir
An der Kuppel dieses großen Domes?
Waltet eines Gottes Finger hier?
Waltet er im Glanz des Weltenstrohmes?
Und im Bach, der durch die Felsen hüpft?
Lebt ein Gott im Menschen und im Wurme?

Hör' ich dort ihn in dem Donnersturme?
Hier im Säuseln, das durch Myrthen schlüpft?

Dort am Himmel leuchten tausend Kerzen
Einen stillen Geist zu Gott hinauf;
Aber blickst du auf den Lebenslauf
Deiner Welt: dann schreien tausend Schmerzen
An dem tiefzerrißnen Herzen
Eingesungne Zweifel wieder auf.
Freundlich tritt die Sonn' auf ihre Wolke,
Sie erhellt den Wahn nicht, der uns täuscht,
Strahlt ihn nicht hinweg aus einem Volke,
Welches ewig sich zerfleischt.
Elend seufzet dort in dunkler Kammer;
Laster stehen, wo die Tugend fällt:
Ist ein Gott, und so zerdrückt von Jammer
Die hinausgestoßne Welt?
In Zypressen hüllt ihr Haupt die Duldung,

Und die Tugend erntet Hohn und Spott;
Unschuld trägt die Strafe der Verschuldung;
Edle darben: und es ist ein Gott?

Oder führt den großen Zug ein Blinder?
Waltet überall ein wildes Loos?
Sind die Welten ausgesetzte Kinder?
Fielen sie auf keinen Pflegeschooß? —
Aber sieh! es leuchtet, still und groß,
Hohe Weisheit auf an jeder Pflanze,
Von dem königlichen Zederkranze,
Bis hinunter auf das niedre Moos. —
Diese feierliche Rede
Hab' ich tausend! tausend Mal gehört;
Nur versöhnt sie nicht die Fehde,
Die den Frieden unsers Herzens stört!
Stimmentöne ziehn um unsre Lauben,
Seufzend hier, dort jauchzend, ab und auf;

Eine Stimme ruft den Glauben,
Eine andre jagt den Zweifel auf.
Hier legt freundlich eine Hand der Liebe
Einen Frühlingstraum um unsern Geist;
Aber feindlich waltet das Getriebe
Der Zerstörung, die den Kranz zerreißt.

Ist ein Gott, der aus den lichten Hallen,
Wo die Sonnen wohnen, die so fest
Zwischen ewigen Gesetzen wallen,
Mir die Hoffnung schimmern läßt:
Daß mein Geist, um den ihr Aether hauchte;
Der hinaus flog und sich in das Licht
Ihrer Lebensfülle tauchte,
Nicht vergehen könne; daß er nicht,
Wie ein Flötenhauch, verhallen werde,
Wenn das kleine Haus von Erde,
Das ihn trägt, um ihn zerbricht?

Süße Hoffnung! unter öden Trümmern
Sah' ich oft am finstern Saum
Meiner Tag' ein leises Schimmern:
Das warst du, war dein Vergöttrungstraum.

Du, die du gern im Abenddunkel feierst,
Und sanft und weich den Gram verschleierst,
Der eine zarte Seele quält,
O Hoffnung, laß, durch dich empor gehoben,
Den Dulder ahnen, daß da droben
Ein Engel seine Tränen zält!

Und blickt er auf, sein Schicksal an zu klagen;
Wann Licht und Fried' in seinen Tagen,
Wie Nebelsterne, niedergehn:
Dann laß ihn um den Rand des Erdentraumes
Das Leuchten eines Wolkensaumes,
Von einer nahen Sonne, sehn! —

Aus den Blicken dieser Hoffnung schimmert
Warmes Leben in den kalten Schooß
Eines Daseyns, dem ein hartes Loos
Jede Ruh und jeden Trost verkümmert.
Wenn sie aufgeht — o wie still und groß!
Wie ein Engel, still und groß erscheinend!
Was Tyrannen kalt und seelenlos
Vor sich niedertraten, neigt sich weinend,
Selig weinend hin auf ihren Schooß.

Aber weg aus meinen Tagen
Floh die Hofnung, wie ein schöner Traum;
Düstre kalte Zweifel jagen
Nachtgewölk' in diesen lichten Raum.
Wankend irr' ich in der dunkeln Höhle,
Die den Blick ins Freie mir beschränkt;
Und die Seele — — doch was ist die Seele?
Weißt du, wie sie lebt und wie sie denkt?

Warum mußte sie durch Schmerzen reifen,
Ohne je der Reife sich zu freun? —
Keine Antwort! Diese Fragen greifen
Finster in die Finsterniß hinein.
Nur ein schwermuthvolles Mondgezitter
Wirft ihr durchs Gefängnißgitter
Einen matten, kranken Strahl herein.
Ach! sie schaut hinaus, und draußen wanken
Die Gestalten um ein weites Grab.
Blüten sinken, Früchte fallen ab
Von den Zweigen, die die Höhl' umranken.

Trat ich hin an den Naturaltar,
Um darauf, als Opfer, zu verbluten?
Bringt das Leben seine zwei Minuten
Zitternd der Vernichtung dar?
Nichtseyn war mein Zustand, eh' ich war;
Ist der Schritt zum Nichtseyn nicht derselbe,

Der

Der der Schritt vom Nichtseyn ist?
Sieh! wir treten in dieß Prachtgewölbe,
Schaun hinauf und scheiden unvermißt.
Frag das Leben! hat es mehr zu sagen?
Schleicht dort nicht in abgeblühten Tagen
Die Vergangenheit, wie ein Gespenst?
Frage dich! ob du den Mann noch kennst,
Der, vom Glanze seiner Geistesgaben
Weggesunken, nun im Dunkel lebt?
Eh der Rasen uns begräbt,
Hat uns schon die Zeit begraben.

O Natur, an deinen Blutaltar
Trit die Zeit und bringt den Stolz der Höhen,
Selbst der Tugend heilige Trophäen
Bringt sie dir zu theuren Opfern dar!
Jammer! Jammer! so versinken sehen,
Was so groß, so dauerwürdig war!

Armes Daseyn, das, sich stolz erhebend,
Ueber seinen Raum hinüber lauscht,
Immer, hin nach Idealen strebend,
Mängel nur um andre Mängel tauscht!
Armes Daseyn, das ein Traum beflügelt,
Hinzufliegen, wo die Wahrheit wohnt!
Aber sieh! der Himmel ist verriegelt,
Wo die hehre Göttin thront.
An der Eingangsthür des Lebens
Steht der Irrthum, nimmt uns in Empfang;
Und wir späh'n und ringen nur vergebens;
Unser Wandel ist ein dunkler Gang.

Warum schüttern uns die hohen Schauer
Der geahneten Vollendung an?
Warum fodert die erhabne Trauer,
Was die Erde nicht gewähren kann?

„Laß uns, spricht ein Weiser, laß hienieden,
Wenn wir das ersehnte Dort nicht schaun,
Laß durch Tugend uns den Frieden
Eines Erdenhimmels baun! — “
Einen Frieden mitten im Getümmel
Dieses wandelbaren Glücks?
Armes Herz, so baue deinen Himmel
In die Schranken eines Augenblicks! —
Möge sich der hohe Weise rühmen,
Diese Weisheit zu verstehn:
Sich den Weg zum Nichtseyn zu beblümen;
Ich kann nicht so glorreich untergehn!
Winken dort nicht höhere Berufe:
Dann ist Tod und nichts, als Tod um mich;
O dann steht das Thier auf seiner Stufe
Höher, seliger, als ich!

Fröhlich zirpt die Grille durch die Haide,

Fröhlich hat sie ein Mal ausgezirpt,
Wenn der Mensch mit jeder Freude,
Die dahin stirbt, ein Mal stirbt.

Lieblich blühn die Rosen, aber drücke
Nicht zu froh ans Herz die junge Lust!
Tödtend, mit geheimer Tücke
Fahren ihre Dornen in die Brust.
Lange schmerzt das Elend, das uns peinigt.
Haben sich denn Mangel, Ueberfluß,
Freud' und Harm in einen Bund vereinigt,
Der uns endlich hart vernichten muß?
Huld und Freundschaft hängt ihr an der Fiber,
Welche die Verwesung einst zerstört?
Trägt kein Gott euch in das Leben über,
Das die großen Opferungen ehrt?

Dieß Hinwegschaun über dieses Leben,
Wurde dieß auch uns zum Fluch gegeben?

Und der edle hohe Tugendsinn
Ist auch er ein leeres Traumgegrübel,
Ohne Wahrheit und Gewinn?
Geißeln uns so zwecklos hundert Uebel
Durch den Raum des Lebens hin?
Eines Lebens, das wir nicht begreifen,
Wenn es darum nicht der Zeit entquoll,
Um an einer Ewigkeit zu reifen.
Welch ein Leben! Weißt du was es soll?
Sieh es an! kein Fiebertraum ist bunter:
Weise fallen, die ein Narr begräbt;
Hehra's Seelenlicht ging unter,
Und der düstre Wahnsinn lebt.
Schau, hier sinkt der Kindheit frische Jugend,
Dort des Alters graue Kindheit hin!
Frag das Laster, frag die Tugend!
Hat das Leben einen Sinn?
Ist der Lichttag göttlicher Aurele

Tief zur Nacht hinab zu sinken, werth?
Wird die Nacht in der Tyrannenseele
Nie zum heitern Lichttag aufgeklärt?
Horchend trat ich an die dunkle Pforte,
Wo die traurenden Zypreßen wehn;
Murmeln hör' ich dumpfe düstre Worte:
„Blühen, wachsen, welken und vergehn! — "

Durfte die Natur ein Ziel uns stecken,
Das so nah vor unserm Herzen steht,
Und es dicht umpflanzen mit den Schrecken
Einer Furcht, die kalt ans Leben weht?
Oder hat sie diese Schrecken
Darum in dieß Daseyn hingestellt,
Um den Erdentraum hinauf zu wecken
Zu der Feier einer Götterwelt?
Sprich, was giebt der Tugend Muth, zu handeln,
Kraft, sich aufzukämpfen, wenn sie sinkt,

Und getrost den Klippenweg zu wandeln,
Wenn da drüben keine Krone winkt?

Wird die kalte Weisheit Fluten hemmen,
Die der Sturm auf wilden Flügeln trägt?
Diese Welle, die das Ufer schlägt,
Wird, Trotz ihr, das Ufer niederschwemmen.
Mächtig dränget uns durch Lust und Schmerz
Die Natur von That zu That hinüber.
Gieb dem Herzen Eine andre Fiber:
Und es ist nicht mehr das Herz;
Und es knüpfen andre Folgenreihen
Sich an andre Thatenreihen an.
Wenig von dem Mann, dem wir verzeihen,
Oder den wir richten, ist der Mann.
Nur ein Funken Lebensfeuer minder
In Piedro's heißem Blut:
Und er wurde nicht der grause Sünder,

Und Vanina nicht ein Raub der Wuth.
Mit dem Rachedurst der Eumeniden,
Der sich flammend durch sein Herz ergoß,
Mußt' er's rächen, daß die Gattin Frieden
Mit des Vaterlandes Mördern schloß.
Mußte — denn er höret vor dem Grimme,
Der ihn aufstürmt, keine süße Pflicht;
Höret nicht der Unschuld sanfte Stimme,
Hört den Schrei der zarten Kinder nicht!

Ist der Mensch ans große Rad gekettet,
Das sich ewig um sich selber kreis't:
Was ist unsre Tugend dann, was rettet
Dann die Freiheit unserm Geist?
Tugend! Tugend! deine Kränze pflegend,
Feiert dich das stille Herz so gern;
Aber über diese heitre Gegend
Zieht ein trüber Nebelstern.

Dürfen wir von Freiheit träumen?
Fühlen wir bei jedem Schritte nicht
Unsre Ketten und ihr Lastgewicht?
Heil'ge Stellen selber mußt du räumen,
Wenn gebieterisch das Schicksal spricht.

Mögen wir dem Doppelzwang entfliehen?
Wir sind Kinder der Natur
Und des Schicksals; ihren Phantasien
Hingegebne Kinder sind wir nur.
Sturm von außen, Sturm von innen
Reißt den Menschen aus dem Schooß
Seiner Ruh': und frevelndes Beginnen
Ist nicht Schuld, es ist sein Loos;
Ist der Geist, der — unbekümmert,
Ob das Gute endlich siegt,
Oder obs ein Rasender zertrümmert —
Durch das weite Leben fliegt.

Rauschen hört der Mensch die dunkle Schwinge,
Die den Ozean der Welt bewegt,
Felsen hebt und Felsen niederschlägt;
Stürmend reißt ihn fort die Flut der Dinge;
Weiß er wie? wohin die Flut ihn trägt?
Ihre Welleneile jagt den Weisern,
Wie den Thoren hin durch Schmerz und Lust.
Hart und drückend, kalt und eisern
Liegt des Schicksals Hand auf unsrer Brust.

Tugend! Tugend! doch soll ich dich feiern;
Eine leise Stimm' im Herzen sprichts.
Ach! wer mag das Räthsel mir entschleiern:
Daß der Mensch hier alles wird und nichts?

Sieh' da steh ich nun und wanke,
Gleich dem Wandrer auf beschneiter Bahn;

Und in einem wüsten Ozean
Rudert, ohne Kompas mein Gedanke,
Ohne je dem Ufer sich zu nahn.
Und kein Pharus wirft auf so viel Syrten,
So viel Klippen ein willkommnes Licht;
Ach! kein Pharus leuchtet zu den Myrthen,
Wo die Freiheit ihre Kränze flicht.
Tugend! Tugend! doch soll ich dich feiern!
Ists ein Gott, der hinter dunkeln Schleiern
Wunderbar zu meinem Herzen spricht?
Brannt' ein Gott dieß Feuer ungestillter,
Heißer Sehnsucht tief ins Leben ein?
Werd' ich einst, du heiliger Verhüllter,
Werd' ich freier und dir näher seyn?

Wahrheit, tief im finstern Hain,
Tief aus labyrinthischen Gewinden
Such' ich dein Gestirn am Himmel auf!

Ruhe, Ruhe! werd' ich je dich finden?
Müde schließt dein Pilger seinen Lauf!

Zweiter Gesang.

Inhalt.

1. Der Mensch hat einen Trieb, die Wahrheit zu erkennen; er umfaßt aber nur, was seine Nähe berührt. Jede Stufe seines Daseyns hat ihren eigenen Gesichtskreis; wenn er eine solche Stufe überspränge: so würde er verlieren. Seine Bestimmung ist: fortzuschreiten.

2. Das Gebiet der Wahrheit ist unendlich; die Beherrschung desselben muß einem uneingeschränkten Geiste zukommen.

3. Es ist ein Gott. Der Glaube an Tugend, den eine innere Bestimmung uns aufnöthigt, setzt eine, von den Ordnungen der anschaulichen Welt geschiedene, Geisterwelt voraus, worin das Würdige seinen Rang behauptet.

4. In ihr muß ein Zusammenhang zwischen Glückseligkeit und geistiger Vollkommenheit Statt finden; das erhabene Wesen, in welchem es Statt findet, kann nur Gott seyn. Gott ist, weil

eine Tugend ist: dieß ruft uns die Stimme des Gewißens zu; und die Natur stimmt harmonisch mit ihr zusammen, oder hallet sie gleichsam zurück.

Zweiter Gesang.

Gott.

Laß untergehen, Freund, die wandelnden Gestalten,
Die bunt und irrend durch einander ziehn!
Auf! laß uns fest nur an uns selbst uns halten;
Wir bleiben, die Gestalten fliehn!
Doch sprich, warum beschwören unsre Klagen
Den eilenden Vorüberflug der Zeit,
Vor uns zu stehn und auszusagen
Den Inhalt einer Ewigkeit?

Ins Heiligthum zu schaun, ins Heiligthum
der Klarheit,
Der Reiz umzaubert uns, allein
Die Wahrheit darf den Flammendurst nach
Wahrheit
Nicht löschen, ihn nicht tödten, nein,
Entflammen soll sie tief in uns den Geist des
Strebens;
Denn ein Genuß, der sättigt und nicht nährt,
Wär eines fortgesetzten Lebens
Durch eine Ewigkeit nicht werth.

So sind wir dann umringt von den Gewirren
Des Irrthums, welchem noch kein Erdensohn
entging:
Doch dieß ist unser Rang; nur Er, der Mensch
kann irren,

Der Sinn für Recht und Licht empfing.
Und dieser Sinn steht ahnend vor dem Schleier,
Der sich um die erhabne Feier
Des großen Heiligthumes schmiegt,
Das selbst vielleicht nur wenig freier
Vor einem höhern Geiste liegt.
Auch hohe Geister müßen irren,
Wenn sie der höchste Geist nicht sind;
Und wir, wir wollen schon das weite Labyrinth
Zu diesem Heiligthum entwirren,
Eh unser Götterstand beginnt?

Wir schwimmen in dem Ozeane
Der großen wunderbaren Harmonie;
Sind tief verflochtne Tön' im tief verflochtnen Plane
Der weithin hallenden, erhabnen Melodie.
Die stürmenden und wilden Dißonanzen

Wir hören sie, nur sie; der Eingeschränktheit Sohn
Wird nur berührt vom nachbarlichen Ton;
Er höret nicht hindurch bis zu dem Sinn des Ganzen.
Die kleine Blum' im großen Kranz,
Wie? darf sie selbst der Kranz seyn wollen?
Genug! auch sie gehört mit zu dem Glanz,
In welchem Sonnenstaub und Sonnen flutend rollen
In Ufern einer Kraft, die durch das Ganze webt,
In Ufern einer Lebensfülle,
Um die der Geist der hohen Stille,
Wie eine dunkle Weihung schwebt;
Und durch das Dunkel der verhüllten Ferne,
Herab aus heilig hoher Stille fällt
Ein leiser Strahl, wie Licht entlegner Sonnensterne,
In meine kleine Lebenswelt.

Es blüht die harrende Vollendung
Aus Unvollendung leis' hervor;
Es blickt aus täuschender Verblendung
Die lichte Wahrheit still hervor.
Nur ihren tiefsten Sinn wird nie der Mensch ergründen;
Aus immer dünnern Nebeln wird
Dem Pilger sich die Ferne winden,
Der irrend wandelt, wandelnd irrt.
Es ist die heiligste der Gaben,
Voll hoher Bürgschaft, Sinn für Recht und Licht zu haben,
Ein Sinn, der nie den Menschen ganz verließ.
Nicht das Besitzen, nur das Ahnen,
Der Lichtblick durch die Nebelbahnen,
Das leise Finden nur ist süß.

Wir folgen seliger dem Rufe,

Der eine jede Lebensstufe,
Der jede Stell', auf die er führt,
Mit ihrem eignen Himmel ziert.
Gewönn' ein Herz, das eine solche Sphäre,
Solch einen Himmelsraum verlöre,
Wohin der Stufengang von Seyn zu Seyn uns führt?
Es sey, daß du einmal durch dies Gebiet der Träume
Zu Algols Flammenwelt hinüber flogst,
Und gegen die enthüllten weiten Räume,
Die kleinern Erdenfreuden wogst:
Die Schatten, die du aus dem Keime
Zu deiner Abendlaube zogst,
Und welche nun so still den Bürden
Des Tages Ruh' entgegen streun,
O! die geliebten Schatten würden
Verhüllt im Keim geblieben seyn.

Und ihre Unschuld und der Friede,
Der sie zum Tempel heiligt, lüde
Jetzt keinen stillen Geist zur Abendfeier ein;
Du würdest manches Heil verachten,
Und manche Wonne, die dich jetzt entzücket;
Du würdest kalt hinweg darüber schmachten,
Was deinen Tag mit holden Kränzen schmücket.

Erhebung fühlt der Geist, der Wahn von Wahrheit sichtet.
Ein ausgenoßener Genuß
Ist ein Genuß, der sich vernichtet;
Vom Tode rettet ihn selbst nicht der Ueberfluß.
Was würde, wenns die Wahrheit dir vergönnte,
Daß ihren Sonnenkreis dein Blick umfaßen könnte:
Was würd' es um die Wahrheit seyn?
Verdiente sie wohl das Gelober

Des Flammendurſts im Menſchen? Nein!
Sie ganz zu faßen, müßt' ihr Umfang kleiner,
oder
Du Menſch, du müßteſt größer ſeyn:
Und dieß, dieß iſt dein Wunſch; allein
Wie groß denn nun? das iſt die Frage —
Hinauf! Hinauf! zu eines Engels Glanz!
Auch dahin folgt dir deine Klage;
Kein Engel faßt die Wahrheit ganz;
Er ſtrebt, wie du, der tiefen Fülle näher,
Und ahnet immer nur von fern den Sonnenthron.
Die Wahrheit weiß von keinem Lieblingsſohn;
Auch du biſt ihr geliebter Späher,
Und was du wünſcheſt, haſt du ſchon;
Haſt einen dunklen Tag, voll Ahnung hellrer
Tage:
Nur dieſe Bürgſchaft macht das Leben lebens-
werth,

Sie spricht ein holdes Wort zur Wehmuth deiner Klage;
Und wie ein fernes Licht, verklärt
Sie sanft die Heiligkeit des stillen Tugendkreises,
Der tief in seinem Schooß ein leises
Und seufzendes Warum? itzt nährt.

So flögst du denn umsonst von einer Sonnenwende
Bis zu der andern; vom Nadir
Bis zum Zenith hinauf: o Freund! dein Auge fände
Nur immer größer das Gewirr,
Und immer weiter hin, und weiter hin das Ende,
Jedoch das Lösungswort des großen Räthsels nie!
Wo wird die Lösung seyn? In Gott! in Gott ist sie.
In einem Gott ist sie? Was nennen
Die Sterblichen denn einen Gott,

Von dem der Zweifel klagt, von dem der wilde
Spott
Uns vorhält, daß wir nichts erkennen?
Führt denn kein Wink im Menschen auf die Spur,
Den Heiligen zu glauben, ihn zu ahnen?
Kein Wink in der uns rings umwaltenden Natur,
Um unserm Blick den Weg hinauf zu ihm zu
bahnen?

Wahr ist es, unser Blick erreicht ihn nicht;
Die sinnende Vernunft verlanget Offenbarung,
Sie kettet Schluß an Schluß; und immer fällt
kein Licht
In das Gebiet der schweigenden Erfahrung.
Sie fragt die Möglichkeit, die Antwort ist:
Vielleicht!
Ach! nur vielleicht! Sie fragt das Leben,
Sie fragt den Tod, der um das Leben schleicht;

Und keins vermag, die Antwort ihr zu geben,
Vor der die Nacht der Zweifel sich erhellt.
So laß uns denn die Tugend fragen! —
Sie weist uns hin auf eine Geisterwelt,
Die hinter diesen Erdentagen
Ein höchstes Ziel uns hoch entgegen stellt.

Ein Strahl von diesem Ziel umfängt mein innres Leben;
Mir ist ein Gott ins Herz gegeben,
Ein hoher Sinn, der meinen Geist
Unwiederstehlich hin nach jener Höhe reißt,
Dahin, wo wandellos, in unerschaffner Fülle
Die Wahrheit wohnen muß, ein ewig fester Wille:
Und dieser Will' ist Gott, der hohe Weltengeist,
Begreiflich nur sich selbst, sich selbst erscheinend, waltet

Sein Wille dort in einem reinen Licht,
In welchem sich vor ihm die Geisterwelt entfaltet;
Und leugnet ihn der Trotz, ihn leugnet dennoch nicht
Ein feierlicher Ruf, der Ruf der Pflicht zur Pflicht.

Ob auch die Lebensbahn im Nebelmeer verschwimme:
Zur höchsten Geistigkeit führt uns die innre Stimme,
Die feierlich von einem Gotte spricht.
Gemein hat sie nichts mit den Sinnen,
Sie ist durch sich, sie ruft empor den Geistesblick;
Von Außen kam sie nicht, sie tönt in uns von Innen
Hinaus in die Natur und hallt aus ihr zurück.
Sie spricht zu meinem Geist, ihn aufzumahnen,

Daß hier nicht Alles sey. Ja, wenn hier alles fällt;
Wenn jeder Strauch entschlüpft, woran der Mensch sich hält:
Dann trägt und hält ihn noch ein leises innres Ahnen
Von einem Gott und einer Geisterwelt.

Es sey kein Gott, die Tugend ein verhaßter,
Ein öder Lebenszwang, der jede Freud' entwürzt;
Ein Himmel sey die Lust, der Gott darin das Laster,
Die Menschenwürde sey von ihrem Thron gestürzt:
Dann ist die Welt ein Traum und nirgend Licht und Leben;
Du selber bist ein Traum, um den Phantome schweben;

Und Schatten fahren wild durch leere Wüsten hin;
Der blinde Zufall läßt den Zufall blindlings walten,
Und zwecklos wogt in uns ein Chaos von Gestalten;
Der reinste Lebenssinn ist leer und ohne Sinn;
Und was Bedeutung lügt, täuscht zur Vernichtung hin.
Es ras't in uns ein Trieb, der Trieb, empor zu ringen,
Dem sich das Herz doch nicht entretten kann;
Und Laster ist es, sich der Tugend aufzudringen;
Und Thorheit klagt und staunt den Zufall an.
Wer hält, fragt die Vernunft, den feindlichen Gewalten
Das Gleichgewicht, daß im Gewühl
Des ewigen Ruins versinkender Gestalten
Die arme Welt noch nicht zerfiel? —

Vernunft? — Was soll sie uns? o sie hat keine Rechte;
Verdammt ist sie, dem Zufall zu zuschaun! —
Es sey kein Gott! — und dunkler wälzt das Graun
Herauf die schwarzen Mitternächte,
Dein armes Daseyn zu verbaun!

Du siehst den Frevel stolz den Kelch der Wonne leeren;
Das Laster prunkt im Glanz, die Tugend wird verkannt;
Der Frechheit folgt das Glück, die Wahrheit wird verbannt;
Die Weisen bauen auf, damit die Narrn zerstören:
Hier ists, wo sich dein Herz, dein ganzes Herz empört.

Wenns Zufall ist, was blind den Gang des Rechtes stört;
Vernunftlos, wie er ist, wie mag er dich empören? —
Allein du kannst dich hier des Glaubens nicht erwehren:
Daß einer Welt des Rechts die Tugend angehört,
Die aus dem Drucke sich, wie aus der Knosp' entfaltet;
Dich reißt der Glaube fort, daß eine Gottheit waltet,
Die unbegreiflich dir, doch eine Tugend ehrt.
Uns ward ein Tugendsinn und Trieb nach Lebenswonne,
Sie sind der Doppelstrahl, der in dieß Leben fällt.
Woher der Strahl? Er zeugt von einer höhern Sonne,
Und deutet mächtig hin auf eine Geisterwelt.

Es ist ein Gott! — o Mensch, vermiße diesen Glauben,
Und fühle, was dein Heiligstes vermißt:
Du würdest die Vernunft selbst der Vernunft berauben;
Gott ist, weil eine Tugend ist.

Die Tugend leuchtet uns, wo dunkle Träume grübeln;
Sie leuchtet uns hinauf durch dieses Labyrinth,
Das uns mit einer Nacht von Schatten überspinnt.
Es ist ein Gott! sie spricht's, er ist, Trotz allen Uebeln,
Die nur Triumphgepräng' im Zug der Tugend sind!
Und Heil und Heiligkeit sind zwo verwandte Flammen;

Sie stammen hoch durch das Gebiet der Zeit,
Und neigen ewig sich durch die Unendlichkeit,
Und fallen dort in einen Punkt zusammen:
Und dieser Punkt ist Gott, und kann ein Gott nur seyn.
Kein Endlicher mag sich zu dieser Höh' erheben;
Die höchste Seligkeit, das reinste Geistesleben
Sind in sich, durch sich Eins; sie faßt ein Gott allein!

Das wär ein Wahn, ein Traum, was ich so warm umfaße?
Was vor der Ahnung sich so dunkelhell enthüllt?
Was meinen reinsten Sinn so rein, so tief erfüllt? —
Nein, jenes Weltall ist die große Körpermaße,
Wohinter eine Welt der Geister sich verhüllt!
Und diese Geisterwelt ist die erhabne Seele,

Der Sinn des großen Alls, voll Gott und Götterart;
Was göttlich ist, gehört zu dieser großen Seele,
Die sich dem stillen Sinn der Ahnung offenbart.
Du kannst dich dieser Ahnung nicht berauben;
Dein Zweifel selbst verräth dir ihre leise Spur;
Sie spricht durch die Natur zum Glauben,
Der Glaube spricht von ihr zu der Natur.

Ja die Natur! magst du sie selbst ergründen?
Du trägst in dir ein Bild von einer Körperwelt:
Dieß Bild empfindest du, nicht was sie selbst enthält.
Du ahnest die Natur, und ohne zu ergründen,
Was sie für sich ist, glaubst du fest an ihre Welt.
Du zweifelst nicht an jenen Himmelskerzen;
Du ahnest Größe dort und schaust entzückt hinan;

Ist denn die Geisterwelt entfernter deinem Herzen?
In deinem Geiste fängt das Reich der Geister an;
Der höchste Geist ist Gott; und du wirst seiner
kinne,
So oft der hohe Sinn der Tugend dich entzückt:
Hier ist sein Heiligthum, und dort im Reich
der Sinne
Ist er durch Weltnatur und Weisheit ausgedrückt.

Den hohen Tiefverborgnen schleiert
Die Nacht in ihr geweihtes Dunkel ein;
Der ofne Tag, die Luft, voll Lerchenstimmen,
feiert
Sein großes wunderbares Seyn.
Ihn singt das Thal, ihn singt der Hain,
Ihn ruft der Sturm, die Riesenstimme,
Die feyerlich herab aus Wetterwolken schallt,
Ruft seinen Namen durch den Wald;

Das Lüftchen spricht ihn aus, das an des Baches Krümme
Hinunter spielt und sanft um Angerblumen girrt;
Ihn zu verkünden, hat der Wurm auch eine Stimme,
Der kleine Wandrer dort, der durch den Moos-wald irrt.
Gott ist! er ist das Leben der Naturen;
In Blumenzügen spricht von ihm der Schmuck der Au'n;
Die Berge tragen seine Spuren;
Er wandelt in des Haines Grau'n,
Und kündet sich mit feierlichem Schauer
Dem Zweifler an, der durch die Wildniß klagt,
Der die Natur im Thale seiner Trauer
Nach einer Gottheit dieses Tempels fragt.

Freund es ist Nacht! die Stille feiert
Ein glänzendes Gedankenfest,
Wo sich die Wahrheit, leicht verschleiert,
Den Huldigungen überläßt,
Die sich vor ihrer Gottheit neigen;
Ein großes feierliches Schweigen
Beherrscht und heiliget das Fest,
Ein Fest mit dem Triumph der Hoheit ausgestattet;
Und sie mit ihrer Ruh und ihrem Silberkranz,
Die Nacht, die heilige, beschattet
Den hohen Pomp und weihet seinen Glanz.
O schau, wie Zug an Zug sich dränget!
Sie, die Unendlichkeit reißt ihren Tempel auf,
So groß! so still! — Ein Geist der Stille hänget
In diesem Tempelraum die Flammenkronen auf.
Ein Geist der Stille führt den großen Weltenreigen,

Dieß wandelnde erhabne Labyrinth.
Sieh doch den Aufwand! sieh die Zeugen!
Vor welchen unser Fest beginnt;
Orions Sonnenwelten sind
Zur hohen Feier eingeladen,
Und selbst die traurigen Pleiaden,
Sie schaun aus düsterm Nebelflor
In stiller Heiterkeit hervor.
Es heben sich der lieblichen Hyaden
Bekränzte Häupter schön empor.
Da schwimmt in weichem Aetherfächeln
Der Halbmond hin, vom Dunkel sanft umgraut;
Er ist in diesem Ernst das schön verzogne Lächeln,
Womit die Nacht sich selbst in ihrer Hoheit schaut.

O laß die Erd' in ihrem Wolkenschleier,
Mit ihrem kleinen Stolz, mit ihrem niedern
Ruhm!

Auf, folge mir zur großen Weltenfeier!
Da fühlt vergöttlichter und freier,
Die hohe Seel' ihr ganzes Götterthum.
Da laß mich dir die Stellen zeigen,
Wo meine schönste Stunde ging;
Wo mich die Ruh, wie Duft von holden Zweigen
Aus einem Friedenshain umfing;
Die Stellen der geweihten Stille,
Um die ein großer Göttertag
In junger aufgeblühter Fülle,
Wie ein erhabner Frühling, lag;
Die Stellen, wo mein Geist sich aus den Schranken
Des engen dunkeln Lebens wand,
Und hell im Licht unsterblicher Gedancken
Vor hohen Idealen stand,
Bestrahlter schwebten Monde hin und Erden,
Aus Schattenhallen gingen sie herauf;
Zu Morgensternen sah ich Abendsterne werden;

Die Schatten blühten selbst zu Lichtgestalten auf.
Gestirne sah ich ziehn in tiefern Duftgeleisen;
Sie drangen bleich herauf mit ihren Nebelau'n,
Wie Geister, die aus öden Lebenskreisen
Nach einer hellern Sonne schau'n.
Es wallte, wogt' um mich das große Weltenleben;
Ich sah den sanften holden Stern
Des Jungfraulichtes rein in reinem Aether schweben;
Ich horcht' und hörte leis' und fern
Die feierliche Lyra beben;
So geistig zart, wie Aeolsharfen-Spur,
Floß Harmonie zu Harmonieen über,
Sie tönten Melodie'n der Geister zu der Flur
Des heiligen Arcturs hinüber.
Es glänzte röthlich der Arctur,
Als wär er überblüht mit lauter Rosenkronen:
Vielleicht, daß dort im Schooß der lieblichsten

Natur

Die Harmoni'en der schönen Seelen wohnen.
Halb dämmernd hob sein Haupt der Wegastern
empor;
Er wand aus fernen, düstern Räumen
Sich, wie ein Auferstehungstag, hervor,
Der kaum erwacht aus dunkeln Lebensträumen.
Nun goß sich in die Huldigung
Der Nacht der Sirius, wie eine hehre
Auflodernde Begeisterung
Mit einen ganzen Flammenmeere.
Fern schimmerte der Uranus
In seinen hellbereiften Kälten,
Und dennoch, gleich besonntern Welten,
Mit einem vollen Ueberfluß
Von Lebenskräften ausgesteuert;
Und näher flüsterte der sanfte Mirthenhain,
Der das Gestirn der Lieb' umfeiert,
Um für den Unschuldsinn ein stilles Land zu seyn.

Die Erde zog dahin mit ihren Grüften;
Aus jeder frischen Gruft schlug eine Flamm' empor,
Die in den reinen Aetherdüften
Des großen Lebens sich verlor.

So hing ich oft mit Sympathieen
Der Lieb und Sehnsucht, an dem Lauf
Der hehren Sterne; Sterne ziehen
Uns zum Unendlichen hinauf.
Sein Odem weht durch diese Strahlenlaube:
Dort betet die Vernunft: Erhabener, du bist!
Bist nahe dem beseelten Staube! —
Ja, wenn den Heiligen die Grübelei vermißt:
Dann findet ahnend ihn der Glaube,
Der die Vernunft der Tugend ist.

Es sey kein Gott: und todt sind diese Himmelsflammen;

Sie haben hin durch deine Nacht geblitzt;
Und Trümmer baun den wüsten Tron zusammen,
Auf welchem einsam nur und stumm der Tod
noch sitzt.
Es sey kein Gott, von dem die Welten stammen;
Im Schooß des Zufalls ist der Lichttag auf-
gewacht;
Der weise Zufall rief in aller ihrer Pracht
Die tausend Sonnen hin in diese Glanzgefilde:
Damit aus tausend Sonnen — Eine Nacht,
Des Nichtseyns große Nacht sich bilde.
Und die Natur, die holde Pflegerinn,
Auf deren Schooß wir einst in Schlummer
fallen,
Sie fragt umsonst: Woher? Wohin? — —

Es ist ein Gott — und alles athmet Sinn;
Ein Finger Gottes schrieb an diese Aetherhallen,

Mit heller Sternenschrift: Ich bin!
Es ist ein Gott! — o laß uns niederfallen!
Anbeten! tief anbeten laß uns ihn!
Sein Blumenaltar ist die Erde, wo wir knie'n.
Um seinen Tempel schwebt die Nacht mit ihren Schauern;
Sie weihet ihn mit feierlichem Grau'n,
Das heilig uns ergreift, wie das erhabne Trauern
Der Sehnsucht: auf, hinauf ins Reich des Lichts zu schau'n,
Zu dem Erhabenen, der, sich zum Wurme neigend,
Den Wurm wie seine Welten zählt,
Dem Unerschaffenen, den jede Schöpfung schweigend
Dem Herzen nennet, dem er fehlt.

So find ich denn im großen Weltenstrohme,
Wo Schöpfung sich an Schöpfung knüpft;

Und im lebendigen Atome,
Der, kaum gesehn, im Lichtstrahl hüpft!
Ein Gott bevölkerte die unermeßnen Weiten
Mit Geistern, angestralt von seiner Göttlichkeit;
Vor ihm ist keine Zeit, uns gab er Raum und Zeiten;
Er wandelt still dahin durch seine Ewigkeiten,
Sein großer Schatten fällt durch das Gebiet der Zeit.

Gott ist, von ihm erfüllt ist alles;
Das Leben jedes Erdenballes
Ist ein geweihter Blick in seine Göttlichkeit.
O glaub es dir und den Versicherungen
Von tausend Welten, daß er sey!
Nur wie er ist? — das Wie? ist tief in ihm verschlungen.
Noch nimmer hat die Grübelei

Von ihrem eignen Seyn den Schleier weggerißen,
Wie mag sie Gott erforschen? — — Nur
Die Einfalt der Vernunft erkennt der Gottheit
Spur
Hier in dem ahnenden Gewißen,
Dort in der heiligen Natur.
O die umringt in ewig heitrer Jugend
Den reinen innern Sinn, wie eine Harmonie.
Die Gottheit ist das hohe Lied der Tugend
Und die Natur die Melodie.

Dritter Gesang.

Inhalt.

Gott ist ein Gott des Lebens. Aus der alles umströmenden Lebensfülle, ragt mit seinen Vorzügen der Mensch hoch empor. Vor allen organisirten Wesen dieses Raumes ist er

1. mit einem, weit über die Gränze seines hiesigen Daseyns hinaus hoffenden, Lebenssinne ausgestattet. Dieser reißt ihn, Befriedigung suchend, durch Gefahren hin; und immer ist es ein entferntes Dort, von welchem er erweiterten Lebensgenuß erwartet. Ja er verschmäht es nicht, das Schattenleben eines Andenkens nach dem Tode, in die Gegenwart herüber zu ziehen. Wenn nun der Mensch, mit diesem Lebensdurst ausgestattet, unterginge: so würde mit ihm eine ganze Welt vernichtet werden, welche sich in ihm ins Unendliche fortsetzt. Eben so über den Raum dieses Daseyns hinausgreifend ist

2. das Ringen des Menschen nach Glückseligkeit. Er fühlt tief, daß er sie bedarf und zugleich, daß sie ihm mangelt: daher sein Unbestand, sein Treiben nach dahin und dorthin. Es häufe sich um ihn der Ueberfluß aller Lebensgüter: er besitzet die Glückseligkeit nicht. Aus fernen Nebeln, aus der Unendlichkeit strahlt sie zu ihm herab, wie das Leuchten der Wahrheit, die

nicht weniger mächtig, als das Streben nach Glückseligkeit, den menschlichen Geist zur Thätigkeit aufregt.

3. Dem Menschen kann der tiefe Wahrheitssinn, der weiter hinaus strebt, als dieß kurze Daseyn reicht, nicht umsonst gegeben seyn; er berechtigt ihn, in die Ferne hinaus zu schauen und begeistert ihn, ein stufenweises Fortschreiten zu ahnen. Schon hier findet ein analoges Weiterkommen der gesammten Menschheit Statt. Welch ein Fortschritt von den Anfängen der Menschenbildung, bis zur feinen Grichenkultur, welche die aufgefundenen, oder leise geahneten Wahrheiten in reitzende Dichtungen einschleierte! Eine der lieblichsten ist die Dichtung von der Psyche. Die Weisen der Vorzeit sind Morgensterne eines heraufdämmernden Tages; und jeder tiefere Blick in das Heiligthum der Wahrheit ist ein aufgehendes Morgenroth. Es sind die Stunden der Einsamkeit, in welchen der Geist der Vollendung unserm forschenden Geist sich nahet; und wie aus fernen Nebeln dämmert die Zukunft empor.

Dritter Gesang.

Leben. Glückseligkeit. Wahrheit.

Es ist ein Gott! O Freund, der heilige Gedanke
Durchstrahlt die Nacht und drängt durch Zweifel sich hervor,
Erhöh't, vergöttlicht uns, durchbricht die enge Schranke
Der Sinnlichkeit, und hebt uns über uns empor.
Es ist ein Gott! Kometen rollen
Mit Lebenskräften, ihm entquollen,

In die Unendlichkeit hinaus;
Auf sie, die seinem Blick nicht näher schweben,
Als du ihm wandelst, gießt er Leben
Und Licht in ewig vollen Strömen aus.
Gießt Trieb und Kräfte, fort zu streben,
Beseelend in die Wüstenei,
In die Unendlichkeit der großen Weltenferne;
Doch warum fragen wir die Sterne:
Ob Gott ein Gott des Lebens sey?
Der Rasen, wo du wandelst, schüttert
Von Lebenskraft! Auf jedem Strahl,
Mit jedem Hauch des Frühlings zittert
Ein junges Leben in dein Thal.

Welch Leben schwärmt und säuselt durch die Aue!
Welch Leben nährt das Moos, der Halm das junge Laub!

Welch Leben schwimmt im Schooß der Wolk'
und hier im Thaue!
Was stäubt am Teiche dort? Es ist belebter
Staub!
Horch hin! und nirgend ist so todt die tiefste
Stille,
Es wehet leis' in ihr ein Athemzug empor:
Und hoch aus dieser Fluth der großen Lebensfülle
Ragt, wie das Haupt, der Mensch empor.
Vom Arme der Natur nimmt er hinweg die
Gaben.
Schau, wie zum Engel sich das zarte Mädchen
schmückt!
Ein junger Gott blüht auf im wilden Knaben;
Es ist der Mensch, der auf zum Himmel blickt.
Er mißt den Stufengang, tief unter sich hinunter;
Er ahnt den Stufengang, hoch über sich hinauf:
Und dieser Mensch geht dennoch unter?

In wenig Erd' und Thau 'löst sich der Denker auf?
Der hohe Mensch, der da steht und den Lauf
Der Wesenfluth umforscht, ist selbst nur eine Welle,
Die, nichtig selbst, aus dieser Fluth entquoll,
Und weg sinkt, wenn in ihre Stelle
Die nächste Wallung folgen soll? —

Ist denn die Fluth der großen Fülle,
Die einen Strom von Sonnenwelten leicht,
Wie Funken, in die dunkle Stille
Hinunter schimmern läßt, zu seicht,
Ein Menschenleben zu erhalten,
Das jammernd dort am Ufer ringt,
Und unter drängenden Naturgewalten
Die Arme zitternd noch ums hohle Daseyn schlingt?

Was ist es, daß der Mensch so stark, so unerschüttert
Sein Daseyn liebt und lieben muß,
Das, wenn es dort erhöhten Selbstgenuß
Von ferne sieht, durch graufe Tode zittert,
Und tief in die Gefahr sich wirft?
Es sucht die Ruh, und flieht die stillern Lebensstellen.
Ach, daß der Mensch aus seinen schönsten Quellen
Nur Durst und heißre Sehnsucht schlürft!

Mag ihn die Brandung halb verschlingen,
Noch lüstern schauet er ins wilde Meer hinab;
Er findet mit dem Schmerz sich ab;
Er wagt das Leben hin, um Leben zu erringen:
Und immer ist zu klein der Raum, den er erstritt,

Und immer hört er noch entfernte Götterstimmen;
Ins weitre Daseyn will sein Wahn hinüber
schwimmen,
Und überall nimmt er das enge Daseyn mit!
Er schifft am Wolkensaum, ergreift den Blitz
am Flügel
Und wirft ihn neben sich darnieder in den Staub!
Was hoch steht, ist sein Ziel, das Niedre wird
sein Raub;
Er sprengt sie auf, der Erde Felsenriegel;
Behorcht den leisen Gang, belauscht die tiefe
Spur
Der heimlich waltenden und schaffenden Natur;
Schaft selber mit der Allmacht der Homere
Sich eine Welt, und fliegt mit edlem Ungestüm
Im Platon auf von Sphär' auf Sphäre;
Die Welt, die Gottheit liegt in ihm!

So reich, und doch so unzufrieden;
Kein Aufflug kann den Geist der Menschenkraft ermüden,
Kein Stolz befriedigt ihn, kein Glück;
Er kämpft durch Gegendruck hindurch und stoßt den Frieden,
Wenn ihn sein Wunsch erreicht, zurück;
Er fliegt vorbei, er strebt, den Himmel zu erreichen;
Und hätt' er endlich ihn: was wärs?
Ein Tropfen Thau von Rosensträuchen;
Wozu das Ufer eines Meers?
Zwei Stunden Zeit, und Sinn, der Ewigkeiten
Mit seiner Sehnsucht heiß umfängt:
Kannst du den Widerspruch dir deuten,
Daß die Beschränktheit kühn ans Ewige sich drängt?

Gebiete diesem Drang: er fodert immer wilder!
Des Menschen Wahn, sein Stolz und seine Eitelkeit
Sind nur halb leserlich verzerrte Bilder
Des innigsten Berufs zur Lebensthätigkeit.
Und opfert er sich selbst: er opfert sich dem Leben;
Er reißt den dünnen Faden ab,
Hin greift er über Nacht und Grab;
Er sieht ein holdes Seyn in Duft der Ferne schweben:
Dieß strahlt dem Weisen vor, blitzt auf im Traum des Narrn.
Sieh! dort die Mahle längst verschwundener Gestalten
Sind Hände, die, das Daseyn fest zu halten,
Hervor aus wüsten Gräbern starrn.

Seyn, Daseyn ist es, was im Herzen
Des Säuglings klopft, in seinem Geiste reift,
Der, feind der Dunkelheit, nach Kerzen,
Nach süßer Lebenshelle greift.
Begeistert schaut der Greis mit halb erloschnem Blicke
Nach einem Ufer hin, das gegenüber blüht,
Wenn hinter ihm, wie eine lange schmale Brücke,
Dieß Leben sich hinunter zieht.
Und welche Hände konnten, zum Versinken
Im finstern Strohm, ihm diese Brücke bau'n?
Darf diesem Lebensdrang, und seinen holden Winken
Nach dort, das Herz sich nicht vertrau'n?
Ist dieses innre Weiterstreben
Ein leeres Hinschau'n, ohne Ziel:
Dann gab die Gottheit uns zu wenig und zu viel;
Verunglückt ist ihr dann das arme Menschenleben!

So rechtet kühn der Mensch; wenn das vermessen ist:
So ist es die Vernunft, die er sich nicht gegeben,
Die so verwegen sich vermißt.
Der große Britte schwand; noch leuchten die Gestirne,
Die er gezählt, bei denen er gethront:
Und Blumen keimten nur empor aus dem Gehirne,
Worin ein Weltsystem gewohnt?

Versinkt der Mensch: so geht er tiefer unter,
Als dieser Staub, der sich durch tausend Formen treibt,
Verwes't, verwittert und in bunter
Und ewiger Verwandlung — bleibt.

Der Mensch, der, in sich niederschauend,
Ein hohes Seyn in seinem Busen trägt,
Ist mehr, als Form; selbst bildend, selber bauend,
Ist ers, der eine Welt in seinem Geiste trägt;
In ihm ragt dieß umfangende Gewölbe
Durch die Unendlichkeit hinauf;
Erlischt dieß hohe Seyn: wo flammt es als dasselbe,
Mit allem, was es war, wo flammt es wieder auf?
Und doch wirft eine leichte Wunde,
Ein böser Hauch der Luft den Menschen in das Grab;
Er stirbt mit jeder Lust, und eine jede Stunde
Reißt einen Theil von seinem Daseyn ab.
Von einem Tode schleicht zum andern
Das Leben hin, das stets sich selbst vermißt;

Und warum muß der Mensch durch tausend
Tode wandern? —
Weil auch ein tausendfaches Leben ist.
Durch Tode soll er leben lernen.
Die Erd' entsinkt, das Reich der Seelen thut
sich auf;
Die Sonn' erlischt, zu tausend Sonnenfernen
Winkt uns die dunkle Nacht hinauf.

Verlaß den Laubensitz voll abgefallner Blätter,
Trit auf den Jura hin! vernimm dort die
Natur,
Dieß große Lied von Gott, dieß Heldenlied für
Götter:
Und fühle deine eigne Götterspur!
Wohin das Auge blickt, wie sich die Aussicht
weitet,
Wir ahnen einen großen Sinn;

Die

Die ganze Gegenwart, die uns umwogt, sie deutet
Auf eine große Zukunft hin.
Vom Schimmerlicht am Sumpf, bis zu dem
Kranz von Tagen,
Der blühend durch den Himmel kreis't:
O welche Fluth des Seyns! die tiefen Wogen
schlagen
Bedeutungsvoll an deinen Geist;
Bedeutungsvoll und innig spiegelt
Sich mehr, als eine Welt in deinem Busen ab,
Wenn sich das Heiligthum der Nacht vor dir
entriegelt;
Und weihend steigt ein Genius herab,
An deine Hoheit dich zu mahnen,
Zu der du feierlich berufen bist.
Unendlichkeit kann nur das Wesen
ahnen,
Das zur Unendlichkeit erkoren ist.

Wie klein versinkt vor ihr das Große,
Worin der niedre Trieb sich hoch vergöttert wähnt!
Sie, die Unendlichkeit verwahrt in ihrem Schooße,
Wonach das weite Herz sich sehnt.
Und darum schwankt der Mensch; kaum trägt er seine Liebe
Der Huld entgegen, die von fern ihm winkt;
Kaum flicht er seinen Kranz: so welkt die Ros' und sinkt;
Er flieht von Traum zu Traum, als ob ein Geist ihn triebe;
Er flieht aus sich hinaus und fodert Seligkeit;
Er greift, und was er faßt, ist ein Gewächs der Zeit.
Sey groß, sey stolz, ein hoher Weltgebieter,
Und hell umleuchte dich des Glückes Sonnenlicht,

Der Erdengüter Glanz: du hast nur Erdengüter;
Glückseligkeit, die hast du nicht.

Ihr ruft der niedre Sclav am Ruder der
Galeere;
Ihr winkt der hohe Sclav im bunten Fürsten-
glanz;
Ihr Schattenbild verlockt den Stolz zum Traum
der Ehre;
Vertreibt den Geitz hinaus auf Inseln wüster
Meere;
Dort jagt der Ruhm, und stürzt auf einen Lor-
beerkranz.
Es ist ein Traum von ihr, der blind und wild
ins Feuer
Der Schlacht den rasenden Verwüster reißt,
Und dem verworfnen Ungeheuer
Ein Leben, das er nicht genießen wird, verheißt.

Er träumt, daß diese Welt den Funken löschen
werde,
Der tief in seinem Wesen glüht;
Er glaubt an einen Hügel Erde,
Worauf so kurz die schönste Stunde blüht.
Nimm hin den Kelch der Lust; zwei Mal hast
du getrunken,
Vergöttert dich gefühlt; und schon
Ist von der Lippe weg der Nektarkelch gesunken.
Auf richte dich empor! du bist des Himmels
Sohn!

Glückseligkeit grünt nicht am Halme
Des Lebens auf im engen Thal der Zeit.
Wann ihren schönern Kranz die hohe Friedens-
palme
In unsre Götterlauben streut:
Auch dann wird sie noch unserm Herzen fehlen,

Bey jedem neuen Feierkranz;
Wir mögen tausend Kränze zählen,
Und nie besitzen wir sie ganz.
Sie weilet nicht in stolzen Fürstenhallen,
Sagt vom beglückten Bösewicht sich los;
Nur eine Blume läßt sie niederfallen,
Und diese fällt der Tugend in den Schooß.
Sie flieht, wenn du kaum wähnst, sie zu erreichen,
Zu immer blühendern Gesträuchen,
In welchen sich ihr Ziel verliert.
Und warum fliehet sie so eilig,
Und läßt das Herz zurück, das sie so stark entführt?
Das große Ziel ist ihr zu heilig,
Und die Vergötterung zu reich, zu himmelvoll,
Zu der ihr Strahl hinüber leuchten soll.
Sie strahlt uns an in halb verhüllter Klarheit,
In schöner Stille, wie der Stern

Der lichten, nie errungnen Wahrheit,
Von fern und immer nur von fern.
Kaum naht dein Blick sich diesem Stern,
Kaum siehst du ihn den Kreis beglänzen,
Der sich für deine Pflicht erhellt:
So steht er auch schon auf den Gränzen,
Und weis't nach einer höhern Welt.

Wie? oder ist es eines Traumgesichtes
Verirrung nur, die uns ein hellres Seyn verspricht?
Ist dieser Drang nach höherm Licht
Nicht Weissagung des höhern Lichtes?
Dann sprich, warum, warum ward uns der Drang verliehn,
Der tiefe Wahrheitssinn, der feierlich und kühn,
Wie ein erhabner Seher, zu den Räumen
Der Unermeßlichkeit hinüber reißt?

Woher der immer rege Geist,
So über sich hinaus zu träumen,
Und dort zu ahnen, was ihm hier gebricht? —
Aus Licht ist er zum Licht geboren;
Zu einem höhern Loos' erkohren,
Ist seine Heimath hier auf Erden nicht.
Hier ist der Vorsabbath der hohen Sonnenfeier;
Die Morgenstunde, die den Späher weckt,
Hinauf zu schauen zu dem Schleier,
Der feierlich das Heiligthum verdeckt.

In dieser leisen Dämmrung halten
Zwar Täuschung noch und Wahn und Trug,
In wechselnden und streitenden Gestalten,
Durch Menschenseelen ihren Schattenzug.
Doch wenn der Pilgerpfad im Staube
Den Geist des Menschen sich verirren läßt:
So hält ihn doch ein hoher Glaube,

Der Glaub' an Wahrheit hält ihn fest.
Er hält ihn fester, als das Leben;
Und sollt' er nie den Kranz erstreben,
Nach dem er greift, und so das Leben fallen läßt?
Dieß hat auch mancher Muth schon für den Wahn gegeben:
Es sey! die Wahrheit ists, der dieser Sieg gebührt;
Die hohe Wahrheit ist es immer,
Die so den Muth begeistert, so entführt:
Nur daß im Wahn ihr holder Schimmer
Ihn mit gebrochnem Strahl berührt.

Dieß Daseyn ist ein matter Spiegel,
Worin ein blaßes Bild der hellern Zukunft schwebt;
Und diese Erd' ein Stufenhügel,
Der uns hinauf zur höhern Stufe hebt.

Sieh, welche Aussicht, fort zu schreiten!
Kein Hier genügt uns mehr, warum? Wir eilen fort;
Wir brauchen mehr und mehr, wir brauchen Ewigkeiten;
Uns treibt ein Geist nach dort, und immer hin nach dort!
Die Gegend hinter uns verhüllen Dunkelheiten;
Wir wissen nicht woher? die Frage sey: Wohin?
Das Dort ist unser Ziel, des Lebens großer Sinn!

Laß zur Geschichte, diesem Sarkophage
Der todten Zeit, laß uns hinunter gehn;
Laß ihren grauen Schatten auferstehn,
Und die verhüllten Geister dunkler Tage
Vor deinem Geist vorüber gehn!

Den fremden Zug beginnen finstre Stunden;
Und andre sind mit Blut getauft;
Sie weisen traurend hin auf tief geschlagne Wunden;
Durch Wunden hat die Menschheit sich erkauft.
Und leis' entschatten sich die grauen Nebeldünste:
Wie unter tanzenden und schönen Kindern, trit
Im Chor bekränzter, Arm in Arm geschlungner Künste,
Die Fabel lächelnd auf, und bringt die Wahrheit mit.

Die Zeiten sind weissagende Kassandern;
Und die Vergangenheit schließt uns die Zukunft auf:
Sie deutet auf ein großes Völkerwandern;
Die Menschheit ringt schon hier von einem Ziel zum andern;

Sie kämpft sich immer mehr zur Menschlichkeit
hinauf.
Am Peneus wacht' ein junges Leben auf;
Es flatterten die zarten Liederseelen,
Wie Nachtigallen aus der Myrth' empor:
Da horchte tief aus seinen Felsenhöhlen
Der aufgesungne Menschensinn hervor;
Es zog ein milder Geist durch das entzückte Ohr
In jeden sanft gestimmten Busen,
Und trug ein blühendes Elysium hinein;
Arkadien ward nun ein Liederhain,
Und Hellas ehrte seine Musen.
Dort hielt die Wahrheit, ganz mit Blüten
überdeckt,
Verkündend, daß ein Gott sie sende,
Die göttlich liebevollen Hände
Nach ihren Menschen ausgestreckt.
Wie sanft umfängt sie uns in Psyche's Trauer!

Ein Gott hat diesen Traum in Himmelsduft getaucht,
Und ihn mit einem Gottesschauer
In einen zarten Geist gehaucht.

Heilig ists, wo Psyche handelt;
Schweigend ruht die Blütennacht
Auf dem Haine, wo sie wandelt;
Aber eine Stimme wacht.

Psyche schwebt durch Rosenzweige;
Alles blüht in sanftem Licht.
Stimme der Entführung, schweige!
Aber ach! sie schweiget nicht.

Psyche fällt; ein dunkles Ahnen
Zittert um die Büßerinn,
Wie das Grau'n erzürnter Manen,
Durch die sanften Rosen hin.

Blühte das Gesträuch nicht röther,
Das in Kronen sich ergoß,
Als der keine Himmelsäther
Noch um Psyche's Wange floß?

Ach! die Schuld im Busen schattet
Tief herauf in ihren Blick,
Seufzer flehn, von Gram ermattet,
Den verlornen Gott zurück.

Alles stumm, wo Psyche wallet;
Nur ein leis' entwehtes Ach!
Das den Hain durchgirrte, hallet
Ihr die Felsentochter nach.

Auch den Gott, der alle Ketten
Des gedrückten Lebens bricht,
Ruft sie an, sie zu erretten;
Und der Gott erhört sie nicht.

Alle seine Schrecken zeigend,
Naht der stille Genius,
Und versagt ihr, finster schweigend,
Den erflehten Friedenskuß.

Endlich ist es ihr gelungen,
Abzubüßen ihre That;
Endlich ist sie durchgedrungen:
Die Erlösungsstunde naht.

Hohes, himmlisches Erbarmen
Geht ihr auf, wie Sonnenblick:
Psyche kehret zu den Armen,
Denen sie entsank, zurück.

Helle Kronen in den Händen,
Nahn die Götter sich und weihn,
Psyche's Gottheit zu vollenden,
Sie zur Braut des Himmels ein.

Kein süßres Bild hat je den Freudelosen
Auf seinem harten Lebensgang begrüßt:
Das schauerliche Seyn und Werden schließt
Hier einen schönen Bund, und weiht ihn unter Rosen.
O laß uns in dieß Götterland,
Ins liebliche Gebiet der Fabelauen,
Das unterging und nicht verschwand,
Mit hohem Ernst laß uns hinüber schauen!
Noch leuchtet Platons Sonnenblick,
Der durch die Lenze Griechenlands gelodert:
An die Natur, die giebt und wiederfodert,
Fällt nur die Hülle, nicht der Geist, zurück.
Dort brachen Sterne durch, die Nebel zu zertheilen,
Womit die Nacht den Tag umwand:
Ein Sokrates, ein Solon ein Cleanth,

Hell leuchten dieſe Feuerſäulen
Hinüber ins gelobte Land.

Nach dieſen Sternen laß getroſt uns
ſchauen,
Wann drückend über uns das Erdendunkel liegt!
Verkünden ſie uns nicht ein leiſes Morgengrauen,
Das rettend ſich an dieſes Dunkel ſchmiegt?
Ein jeder Blick von einer lichten Hore,
Die einen Strahl der Wahrheit uns vertraut,
Iſt eine triumphirende Aurore,
Die durch das Morgenthor der großen Zukunft
ſchaut.
Ein jeder Schritt, den unſer Streben
Dem Reich des Lichtes abgewinnt,
Er iſt ein Schritt hinein ins hellre Geiſterleben;
Jedoch daß wir durch dieſes Labyrinth
Nur langſam uns der Wahrheit näher winden:
Dieß

Dieß treibt in uns die Kraft zum Streben
auf;
Und daß wir sie nur ahnen, nicht ergründen:
Dieß ist ein hoher Wink, er winkt hinauf!
hinauf!

Ja dieses Ahnen: einst die reifre Frucht
zu brechen,
Zu wandeln einst in einem hellern Licht,
Ist ein geheiligtes Versprechen,
Womit ein Gott die Zukunft uns verspricht.
Mit diesem hohen Gottesworte,
Mit dieser Handschrift, deren Sinn
Auf eine Ewigkeit verweiset, tret' ich hin
Zu jener finstern Ausgangspforte,
Und fodre — denn die Handschrift lügt mir
nicht —
Das Leben, welches sie verspricht.

Wie dichtes Waldlaub flattern unsre Tage
Wohlthätigdunkel um den Lebenshain;
Doch fällt ein sanftes Himmelblau herein
Auf den gesenkten Blick der Klage.
Wir schauen sehnsuchtvoll empor:
Dann trit durch das verhallende Getümmel
Der Gegenwart, mit seinem stillen Himmel,
Der Geist der Zukunft leis' hervor,
Berührt uns, wie das Wandeln theurer Manen,
Wenn ein Erinnrungstraum sich um die Seele schmiegt;
Er offenbart sich durch ein tiefes Ahnen
Des hohen Menschen, der im Menschen liegt,
Und weihet zum Genuß der höhern Lebensfülle
Die Einsamkeit, die mitten in der Fluth
Des Weltgewühls, wie eine stille,
Verhüllte Friedensinsel ruht.

Da ist das Hochland, da der Blick, um den
die hehre
Unendlichkeit in licht gefärbten Nebeln schwebt,
Aus welcher, wie aus grenzenlosem Meere,
Ein helles Morgenland sich nach dem andern
hebt.

Vierter Gesang.

Inhalt.

Erinnerungen an eine Abendscene, wo das Gemüth in heiliger Stille der Betrachtung sich öffnet, sinnend in die umgebende Welt hinaus blickt und fragt: Wird der Erhabene, der durch die wundervolle Natur dem menschlichen Geiste sich darstellt, wird er diesen Geist, der Ahnung zum Trotz, die er durch edle Triebe, durch heilige, weit über dieß Daseyn hinausfodernde Bedürfnisse, und selbst durch die Natur in ihm empor winkt — feindlich vernichten? oder dürfen wir an die Fortdauer unsers Wesens glauben? Hierauf antworten

1. Töne der Huld, durch welche der hohe Genius der Welt zu seinen Menschen spricht. Im Reiche der Sinne kommt uns die liebliche Freude entgegen, uns zu begleiten; und selbst das Leiden ist ein Schutzgeist der Freude, die an den Wandel der Tugend als himmlische Grazie sich anschließt. Liebe und Freundschaft sind holde Genien, die im Dunkel des Lebens tröstend neben uns wandeln.

2. Auch die Dunkelheiten unserer Erdenpilgerschaft sind eine Sendung der Huld. Die Stürme des Lebens wecken in uns die hohen Bedürfniße auf, die mit der ganzen Kraft ihrer Ansprüche auf eine Zukunft, uns begeistern; und eben der Sturm, der die dunkelsten Wolken zusammentrieb, zerreißt den Wolkenschleier, der unsern Lichttag verhüllte: und Blicke vom Ziel unsrer Bestimmung schimmern hervor.

3. Als das sicherste Unterpfand der Fortdauer unsers Wesens, ward uns der Glaube an eine, über die physische Welt erhabne, Ordnung sittlicher Verhältniße gegeben, der Glaube an die Tugend; dieser Glaube ist tief in die Vernunft des Menschen gegründet, und selbst in unsre Gefühle legte der Urheber unserer Natur einen Sinn, welcher zur Tugend hinzieht, deren Vollendung in dem gegenwärtigen Daseyn nicht errungen werden kann. Das weiseste Leben blickt unbefriedigt auf die Vergangenheit zurück: Es muß eine Unsterblichkeit seyn, welche unsern Geist der sittlichen Vollendung, dem Zweck unsers Lebens näher bringt.

4. Der Tod, die Auflösung unsers physischen Daseyns ist die opfernde Vergötterungsscene des geistigen Menschen. In der Natur kann nichts untergehen, was nicht aus ihrem Reiche stammt. Nicht aus den Erfahrungen, welche die Welt der Gestalten uns zu führt, kam das Bewußtseyn unsers innigsten Lebens herüber. Unmittelbar in den Geist des Menschen selbst gegründet ist das Gesetz, nach welchen er lieben muß, was Recht ist. Die sinnliche Form unsers Daseyns ist den Veränderungen in der Natur unterworfen; jenes Bewußtseyn gehört der Unsterblichkeit.

Vierter Gesang.

Unsterblichkeit.

Es sey gegrüßt das Inselland der Stille,
Die Einsamkeit, die große Stunden krönt,
Wo die Betrachtung wohnt, und aus der tiefen Fülle
Der Seel' ein Wiederhall von fernen Welten tönt!

Fleug hin mit deinem Geist zu jenem Wunderthale,

Dem Thal, um welches kühn empor die Tempel-
höhn
Der Felsen, wie Erinnrungsmahle
Von grauen Ewigkeiten, stehn!
Laß noch einmal den Tag vorüberziehen,
Der, wie ein schöner Wandel, unterging,
Und mit dem Nachklang seiner Harmonieen
Schon zwischen zweien Welten hing,
Als uns dies Gotteshaus umfing,
Dies Felsenthal, voll großer Phantasieen!
Wir schauten nach der Rosenwand,
Wohinter mit den letzten Spuren
Das schöne Licht hinunter schwand,
Als hinter uns der Mond, voll Silberfluren,
Wie eine aufgeblühte Hoffnung, stand;
Und, wie ein dunkles Leben, wand
Der Strom des Waldes sich durch seine Wasser-
fälle,

Hinab, wohin die Zeit ihn reißt:
Da schlug, wie eine leise Welle,
Der Sinn des Lebens auf in unserm Geist.
Es war so still um ihn, wie nach verstummten Flöten,
So still, als ob durch die verhüllte Flur
Des Friedens Athemzüge wehten;
Nichts war um uns, als Gott und die Natur:
Da schauderte durchs Herz die Kraft, sich aufzuringen,
Sich los zu retten von den Dingen;
Und freier sah der Geist ins Ewige hinaus;
Und Leben, Lebenswonn' und Licht und Wahrheit gingen
Vom hohen Unsichtbaren aus.
Doch fragt der Zweifel: warf die Gottheit mit Verachtung
So viel erhabnen Lebenssinn

Und so viel Gottheit zur Verschmachtung
Ans große Weltenufer hin?
Tilgt er ihn zürnend weg aus seinem Angesichte,
Den Menschengeist, den er so tief
Und inniger hervor aus seinem Gotteslichte,
Als alle seine Sonnen rief? —

Sieh doch! ein liebliches Geflimmer
Wird freundlich dort in Osten wach;
Schon trit ein rother Morgenschimmer
Ins einsam traurende Gemach,
Wo jezt dein Freund zu deiner düstern Stille,
Zu deinem Gram von Seyn und Werden spricht,
Daß er sich selbst den Strahl aus den Gewölk enthülle,
Das einen dunkeln Streif in seine Tage flicht. —

Willkommen Morgenblick! wie lieblich wallt der Schleier,

Der dich umflattert! duftet nicht
Aus ihm die Ahnung jener Feier,
Die einst aus meinem Grabe bricht?
Wird einst das tiefre Dunkel schwinden,
Das noch dies Wort, noch diesen Traum umgiebt?
Du Herold Gottes, hast du nichts mir zu verkünden? —
Du sagst mir freundlich zu: Gott liebt! —
Er liebt! In diesem Strahl der in die finstre Höhle
So hold, wie durch das Thor der weiten Halle blickt,
Liegt eine Farbenwelt, die blühend uns entzückt;
In diesem Hauch der Luft ruht eine zarte Seele,
Der Geist der Töne ruht darin.
Die Aeolsharfe bebt, wir werden fortgezogen;
Wir schweben auf den sanften Wogen

Zur Welt der Harmonieen hin!
Wie unsichtbare Geister, streuten
Verborgne Hände Blumen auf die Welt,
Durch welche Engel uns begleiten,
Von einer höhern Huld uns freundlich zugesellt.

Die Huld hat an die Nasensitze
Der Freude hingestellt den Schmerz,
Daß, gegen unser eignes Herz,
Er unsre Lebensfreundin schütze:
Verdamme nicht den weisen Schmerz!
Er steht im Bunde mit dem Lebenstriebe;
Er heilet durch die Wunden, die er schlägt:
So waltet eine große Liebe,
Die mütterlich an ihrer Brust uns trägt.

Die Liebe nur hat eine Welt geboren,
Die Freude nahm sie auf den Schooß;

Und beide haben einen Bund beschworen,
Zu weihen, zu beseligen das Loos,
Womit das Daseyn uns begrüßte.
Ja schafft der Mensch sich selbst nicht um zur Wüste:
So ist kein Thal so wüst und wild,
Wo nicht ein Blumenodem mild,
Wie durch ein holdes Wort, den Hingang uns versüßte.

Halb fliehend, und nur darum schön,
Wirft uns die Freud' auf allen Wegen
Die Blumen ihrer Kron' entgegen.
Die Freude schwebt im leisen Wehn
Der Waldluft hin und schlägt um jeden Zweig die Flügel;
Wenn Taumelwellen auf des Baches Spiegel,
Gleich kindlichen Umarmungen, sich drehn:

Dann schüttelt sie vom nächsten Hügel
Die bräutliche Bekränzung drauf;
Sie führt den Tanz des jungen Lebens auf,
Beglückt den Wurm und hebt die Schwinge
Dem Adler, wie dem Schmetterlinge;
Sie weckt den Frühgesang im Lerchenbusen auf,
Daß er die Zeit der Lust den Wolkenhallen singe;
Sie zieht, als Dryas, ein, wo du die Laube wölbst;
Sie färbt die Blüte roth, wie eine Mädchenwange;
Sie folgt, als Grazie, von fern dem Tugendgange:
Denn werth des Himmels seyn, ist halb der Himmel selbst.

So war es dort im Thal, das deine Trauer feiert,
Wo, durch die grüne Tempeldämmerung
Hin-

Hinleuchtend, wie mit Glanz umschleiert,
Die hohe Seele ging, voll Lieb' und Heiligung,
Die sanft ihr schönes Herz hinauf zum Himmel trugen:
Es feyerte der ganze Hain,
Und alle Nachtigallen schlugen
In Hehra's Seelenfest hinein.
Sie blickt' empor und sah den Schein
Der Abendfackel durch das Grauen
Der Dämmerung am Saum der Nacht herüberschauen:
Da rief sie: „schön ist doch das dunkle Menschenloos!
Die Erde nimmt uns sanft auf ihren Blumenschooß,
Und zeigt von fern uns neue Erden,
Für die sie uns erzieht; und schauerlich und groß

Liegt vor uns da das dunkle Seyn und Werden.
Wie eine Zukunft schaut die Abendwelt,
Sie schaut uns an aus ihren tiefen Hallen,
Voll Sterne, die das weite Schlummerzelt
Des eingeschlafnen Tags, wie goldne Träum',
umwallen.
Da sieh das Zweigestirn, wie schön
Die beiden Sterne dort zusammen
Am Himmel auf und nieder gehn,
Und ewig sich einander hold umflammen!
Ob wir uns dort wohl wiedersehn?
Die große Liebe strahlt da droben ja so schön,
So sanft, wie sie hier unten waltet,
Die unsre Seelen trägt, und Seel' an Seele
schmiegt,
Und, tausendfach geliebt und tausendfach gestaltet,
Aus einer Seligkeit uns in die andre wiegt.
Die sichre Bürgschaft für den Himmel

Ist doch der Himmel hier in unsrer Brust —„
O Freund, ein großes Wort! es heiligt im Getümmel
Des Lebens den Gewinn und tröstet den Verlust!
Du sah'st die Zukunft sich in Hehra's Träne spiegeln:
Da fiel in deine Seel' ein feierliches Licht;
Da legte mit der Liebe Flügeln
Sich um dein Herz die schöne Zuversicht;
Die Zuversicht umfing mit einem Bunde
Der Huld dies Klippenthal und jenes hohe Seyn.
Begegnen wird dir einst mit dieser reichen Stunde
Die Ewigkeit noch am Zypreßenhain.

Sey Friede denn mit dieser Welt der Mängel!
Dem Himmel ist sie ja so nah' verwandt;
Und Huld und Freundschaft weihn in ihr ein stilles Land,

Und bau'n darin sich an, wie zwey erhabne Engel,
Aus einer schönen Welt herab gesandt. —
Wo eine Tugend an die Brust der andern
Und wo der Gram ans Herz der Liebe sinkt:
Da laß uns heiliger vorüber wandern;
Da ist ein Gott, der uns bedeutend winkt.
Das Heilige, was edle Menschen geben,
Ist ein geweihtes Pfand, das nicht der Zeit gehört;
Es ist die Bürgschaft für ein Leben,
Das große Opferungen ehrt.

Lieb' und Freundschaft wandeln unter guten,
Frommen Menschen tröstend auf und ab;
Treten weinend an ein Blumengrab,
Wo die Brust versank, an der sie ruhten.

Sind wir würdig, seufzen sie hinauf
Zu der hohen Welt, voll Sternenschimmer,

Fortzudauern über diese Trümmer:
Dann, du stille Lichtflur, nimm uns auf!

Nimm uns auf und heile diese Schmerzen,
Und vergüte, was dein Pilger litt!
Ach, wie bringen tiefzerrißne Herzen,
Bringen tränenvolle Wangen mit!

Unsre Herzen sind voll Todtenmahle,
Wie der Rasen in Zypreßenthale;
Zwischen Gräbern seufzen wir hinauf:
Stille Lichtflur, nimm uns rettend auf!

Ach, Freund, wenn nichts von allem bliebe,
Was nur begann, so schön, so feierlich begann!
Die Sonne droben ist ein großer Blick der Liebe;
Gott schaut mit diesem Blick uns an,
Ihn frag, ob Gott den Keim vernichten kann?

Nicht immer schwebt im sanften Blütenregen
Die große Lieb' um unser Herz;
Das Schicksal klopft mit harten Schlägen
An unsre Brust, und draußen steht der Schmerz.
Wir schrecken auf, und zitternd sinkt das Herz
Auf Trümmer seines Friedens nieder;
Trit näher hin, und er erhebt dich wieder;
Ein Bote Gottes ist der Schmerz.
Er spricht: „verlaß dieß Wogen und dieß Fluten,
Das Leben heißt, den Traum, der nach Gestalten greift;
Es ist der Geist des Schönen und des Guten,
Der hinter diesen Hüllen reift. —"

Ja, Freund, Gestaltung ists, worein das Große,
Das Hohe, nur die Wurzel schlägt,
Das sein bestrahltes Haupt im Schooße

Des reinen Aethers blühend trägt!
Oft fällt ein Nachtorkan in unsre stillste Feier
Und jagt ein Wolkenheer herauf;
Doch eben dieser Sturm zerreißt den Wolkenschleier:
Und lichte Stellen blicken freundlich auf.

Schwarz war die Flur, zerrißne Wolken flogen;
Sie hingen grau vom Horizont herab;
Die Sterne hinter Wolkengittern zogen,
Wie stille Geister, auf und ab.

Und Lykophron saß in der finstern Höhle
Mit seinem Gram in sich versenkt und stumm;
Kalt legte sich die Nacht um seine Seele,
Wie eine schwarze Schlang', herum.

Doch tiefer hüllt in ihre Schattenflügel
Die Dunkelheit sein ödes Leben ein;
Nur wie ein Mond, sah über ferne Hügel
Noch die Erinnerung herein.

Der Dulder schaut' empor zur düstern Ferne;
Laut weinend fragt' er dort die Wüstenei
Der stillen Nacht: auf welchem Morgensterne
Melida's lichte Wohnung sey? —

„Ach! oder ist es Staub, wo von ich wähne:
Da droben sey für seinen Blick ein Ziel?
Verrann der edle Sinn zu einer Träne,
Die auf den Sand der Erde fiel?

Aus Blumenstaub erstand Melida's Jugend;
Die Rose fiel; ich sah ihr Laub verwehn;

Aus welchem Staub' erstand Melida's Tugend,
Um in den Staub zurück zu gehn? —"

Und sieh ein Strahl, ein Leuchten, das die Trümmer
Des Lebens sanft und heilig übersonnt,
Umzitterte, wie leiser Morgenschimmer,
Des Dulders finstern Horizont.

Der Wolkenvorhang war hinweggezogen;
Wie eine junge blühende Natur,
Umarmte sanft ein schöner Friedensbogen
Die Stille seiner Lebensflur.

Da wars, als sprach' ein Geist zu ihm die Worte:
„Kein Funken einer Göttlichkeit verglüht!
Zu höherm Glanz führt diese Blumenpforte;
Sie ist aus Tränen aufgeblüht! —"

So, Freund, so waltet still um das Getriebe
Des Lebens eine große Liebe.
Sie führt uns in den Hain der Lust;
Um unsern Frühlingstraum webt sie die Blütendecken;
Sie wirft den Sturm an unsre Brust,
Um tief in uns den Ernst der Zukunft aufzuwecken.
Sie gab die Tugend uns, als eine sichre Spur
Und als ein Unterpfand der höheren Natur;
Sie strahlte, daß der Mensch sich selbst getreuer bliebe,
Der Tugend sanften Wiederschein
In sein Gefühl in seine dunkeln Triebe,
Wie eine Nebensonn', hinein.

Und diese Liebe stürzt, ach! wie von einer Klippe,
Vom Daseyn kalt ein Menschenherz herab?

Sie reißt den Kelch von seiner Lippe,
Für den sie so viel Durst ihm gab?
Sie pflanzte tief in ihn ein foderndes Bedürfen,
Wofür auf keiner Flur ein Lebensborn entquoll?
Warf ihm ein Daseyn zu, von hoffenden Entwürfen
Zu einem Bau, der nie gelingen soll?
Wie? hat sie darum nur in dieser Stufenhalle
Den Menschengeist so hoch hinauf gestellt,
Daß er vom Gipfel seiner Welt
Mit desto tieferm Sturze falle?
Und hat sie darum ihn so klein gemacht,
Daß er in einem Traum von Größe sich verschmähe?
Daß er hinweg von sich nach einem Bilde sehe,
Das vor ihm selbst ihn nur erröthen macht?
Sie zeigt ihm dort ein Licht auf einer Götterhöhe,
Und seine Heimath ist die Nacht?

Sie hat den Traum von Freiheit in die Seele,
Des Menschen selbst hinein gelegt,
Und baut um ihn die Kerkerhöhle,
Worin er fühlt, daß er noch Feßeln trägt?
Sie ruft durch die Natur zur seligsten Vermuthung
Der Dauer Geist und Herz hinauf,
Und baut zur gräßlichen Verblutung
Den Altar der Natur doch auf?
Und bringt das Heilige, was Menschen opfernd
geben,
Die Zeit dem Morde der Vernichtung dar?
So mag das Laster nicht, so laß die Tugend beben;
Für sie errichtet sich der Blutaltar!
Verloren sind die großen Weihestunden!
Mit Erdenfreuden ist das Laster abgefunden;
Der Tugend grauser Fluch ist, daß sie Tugend war!
So quillt das Böseste des Bösen
Denn aus dem Quell des höchsten Guts? —

Kann Glaub' an Tugend nicht die Wiedersprüche
lösen:
Dann geb' ich hin die Veste meines Muths;
Dann kehr' ich weg den Blick vom großen Wel-
tenbuche;
Hohn lacht mir die Natur in ihrem Morgenroth;
Dann wird das Leben mir zum Fluche;
Das Leben ist ein langer Tod. —

So stehen Glaub' und Zweifel auf und
kämpfen;
Und welchem Kämpfer spricht Vernunft die Krö-
nung zu?
Dem göttlichern! der weht den Krämpfen
Des letzten Hauches eine Ruh,
Wie Abendluft, mit seinen Palmen zu.
In diese Friedenspalmen rette
Dein Glaube sich, wenn er, verjagt

Von Zweifeln, nach der Ruhestätte
Der angefochtnen Hoffnung fragt!
Wenn er umherwankt und den Sternen
Den Harm vertraut, der seinen Frieden drängt.
Was wäre dieses Seyn, worin wir eingeengt
So eben nur die Tugend lieben lernen,
Und fort sind, eh' sie uns umfängt:
Wenns todte Nächte kalt auf ewig überdeckten;
Wenn wir aus diesem Urnenthal
Umsonst hinauf die Hände streckten
Nach jenem hohen Ideal.

Laß einen Edlen sich vom Erdenstaub erheben;
Mit einem Seufzer geht der Weiseste dahin.
Las Casas stirbt — o sieh! der ganze Sinn
Des Lebens drückt sich aus in einem solchen Leben.
Wie unbefriedigt schaut er auf den Raum zurück,
Wo seine Tag' ihr kurzes Daseyn hatten:

Das ist der letzte dunkle Blick;
Es ist, als würf' er nur noch einen leisen Schatten
Aus einer höhern Welt zurück.
Er sieht die Zeit, wie sie mit aufgerißnem Flügel
Dahin mit unsern Thaten flieht:
So trit er auf den letzten Hügel,
Um den ein Abendtraum vom langen Tage zieht.
Da, wo er rettete, schwebt ein erhabner Engel;
Und wo sein Muth der Tyrannei erlag,
Bedeckt die Stell' ein dunkler Tag,
Es ist der Schatten seiner Mängel.
Er kennt ihn wohl und büßt ihn seufzend ab.
Ein Himmelsahnen schwebt nun sanft, wie eine helle,
Versöhnende Gestalt, auf seinen Geist herab.
Das reinste Leben gleicht der Quelle;
Auf ihren Spiegel fällt des Sonnengottes Blick;
Doch die, vom Schlamm des Ufers trübe, Welle

Strahlt ihn mit Zittern nur dem hehren Gott zurück.

Sprich! sinkt das Göttliche des Menschen unvollendet
Dahin, wie ein Phantom, ein Luftbild, welches matt
In seine Nacht versinkt? — Nein! durch die Tugend hat
Ein hohes Leben sich an unsern Geist verpfändet.
Umsonst beseelt ihn nicht der hohe Göttermuth;
Es blühet Leben auf an einem Lebensstamme;
Auflodern wird die reine Vestagluth,
Die schöne Funken sprüht, zur lichten Aetherflamme.

Nur, was der Erd' entsteigt verdorrt;
Erinnrungsmahle selbst verwittern;

Fort

Fort muß die hohe Zeder, fort!
Schau, wie versteinerte Jahrtausende stehn dort
Die Riesenfelsen auf: die Zeit wird sie zersplittern!
Das Hohe fällt; und eine dumpfe Nacht
Steht laurend hinter jedem Schimmer.
Wir wandeln hin durch Roms versunkne Pracht
Und trauren über Hellas Trümmer.
Die Gegenwart trit auf, und die Vergangenheit
Sinkt immer tiefer weg von einem jüngern Lichte;
Die Weltgeschichte selbst begräbt die Weltgeschichte,
Verwischt den alten Schattenriß der Zeit.

Erwachen, Seyn und Tod — Verhängnißvolle Worte! —
Sind das Gerüst, worauf die Majestät
Des feierlichen Throns, so wie die Hütte steht.
Das Leben ist die enge grüne Pforte,

Durch die der Mensch halb offnen Auges geht.
Die Blume neigt ihr Haupt zur mütterlichen Erde,
Nicht fragend: ob ein Morgenroth
Zu irgend einem Lenz sie wieder wecken werde?
Der Mensch nur fühlet seinen Tod.
Es schaudert kalt herauf die gräßliche Verwesung;
Aus ihren Nächten droht ein schreckendes Gesicht;
Doch eine Geisterstimme spricht:
Der Tod ist rettende Genesung,
Der finstre Durchgang nur vom Licht zu hellerm Licht.

Dort zittert schwer, wie das Ermatten,
Ein wandelnder gebeugter Schatten,
Ein reiches Leben einst; und schau, wie dürftig nun!

Als ob es schwindend lebt' und lebend nieder-
schwände;
Dahin ist seine Welt! im kalten Herzen ruhn
Umarmungen schon längst verwes'ter Hände.
Einst stellt' er einen Halbgott dar,
Im Kranze des gelungnen Strebens;
Was ist er jezt, der einst so mächtig war?
Ein halb versunknes Denkmahl seines Lebens!
O sieh den finstern Gang, den dieser Schatten
geht!
Was wird ihm diesen Gang vergelten? —
Er wankt dem Altar zu, der zwischen zweien
Welten
Auf einem düstern Isthmus steht.
Die Weihung naht! Sie steigt herauf die ernste
Hore,
Sie trit am Altarhügel still herauf,
Und opfert diesen Greis am Ausgangsthore

Des Lebens — der Vergöttrung auf.
Was unter Winterstürmen modert,
Sind nur die Blätter, die der Hain verlor;
Und aus der Opferasche lodert
Die strahlende Vergötterung empor.

So nehme die Natur zurück denn ihre Gaben!
Was sie nicht gab, gehört ihr nicht:
Das feierliche Seelenlicht,
Die freie Geisteskraft ist über sie erhaben;
In ihrem Schooß erlischt das Seelenleben nicht!

Ich bin zum Seyn, zu großem Seyn erlesen:
Dieß zeugt in mir der tiefe Lebenssinn;
Zur Bürgschaft bietet sich mein ganzes Wesen,
Mein ganzes Daseyn an! Seyn werd' ich — weil ich bin!

Ich bin! — des Daseyns höchste Blüte
Ist dies Gefühl in meiner Brust:
Daß ich die Tugend mir gebiete;
Durch mich bin ich mir dieses Seyns bewußt.
Nicht die Natur und nicht die Lehrerin, Erfahrung
Hat meinen Lebenssinn für Recht und Pflicht entflammt;
Es ist ein Gott in mir, von dem die Offenbarung
Des heiligen Gewißens stammt.
Ich bin! — Nun trotzet meine Seele
Den Wetterschlägen, die der Höhle,
Wo sie durchs Gitter schauet, dräun;
Ich bin: und darum werd' ich seyn!

Wie Geist und Körper ist? und wie sich Eins hinüber
Ins andre tief zu Einem Seyn verflicht,

Zu einen solchen Seyn: der Mensch erforscht
es nicht;
Es ruhet Gottes Hand darüber.
Erforschten wir es auch, sprich was gewönnen
wir? —
Genug die Tugend bürgt dafür:
Daß nicht in der Natur ein Quell versiegen werde,
Der jenseit der Natur entrann.
Was irdisch ist, gehört der Erde;
Das Heilige gehört dem Himmel an!

Unsterblichkeit, auf hehren Schwingen
Fliegt auf der Geist in dein lichtes Reich;
Tief hinter ihm, wo die Gestalten ringen,
Verrauschet der Sturm am dürren Gesträuch!

Ihr, vom Naturgesetz gehalten,
Ihr Sonnen strahlt durch den weiten Raum!

Mein Geist fliegt auf von den Naturgewalten;
Und leuchtender strahlt sein irdischer Traum!

Es ist von ihm hinweggesunken,
Was irdisch war; nur die Göttlichkeit,
Den heiligen, den reinen Aetherfunken
Entwinket ein Gott der pflegenden Zeit.

Fünfter Gesang.

Im Menschen ist demnach das Ziel des Menschen und der Grund seiner höheren Hoffnungen aufzusuchen.

1. In ihm finden wir, wir mögen ihn in seiner Erhebung oder in seinem Falle beobachten, eine gewiße Kraft des Geistes, die auf das Bestimmtwerden seines Strebens einen bedeutenden Einfluß hat. Zugleich aber wirken auf sein Gemüth auch Triebe, die auf sinnlichen Genuß sich beziehen. Aus dieser Verknüpfung einer höhern und einer sinnlichen Natur tritt der Mensch als eine räthselhafte Erscheinung hervor.

2. Jene Kraft, im höheren Grade ihrer Beharrlichkeit, giebt der Wirksamkeit des Menschen einen Schwung, der selbst in seiner verderblichen Richtung den Beobachter zum Anstaunen fortreißt. Das Große darin hält ihn fest, wenn es ihn gleich durch die Folgen empört. Eben diese Kraft, von der Gesetzgebung des Gewißens geleitet, stellt eine Hoheit auf, die wir mit Entzücken bewundern; sie zaubert uns das Ideal einer höchsten Würde vor die Seele, einer Würde, mit welcher die reinste Selbstzufriedenheit, die erhabenste Glückseligkeit verknüpft ist.

3. Ein solches Ideal steht dem engen Zeitinhalt unsers Erdenlebens gegen über, welches die Möglichkeit ausschließt, jene Würde, jene Hoheit zu erreichen. Die Vernunft ist also genöthigt, an eine Fortsetzung unsers Daseyns zu glauben. Der Glaube an diese Fortdauer dringt sich besonders und unwiderstehlich uns auf, wann wir die

Unschuld leiden sehn. Die Stimme eines innern Richters ruft unüberhörbar uns zu: „es muß irgendwo der Friede walten, deßen die Unschuld würdig ist."

4. Diese Stimme tönt aus unserm innigsten Leben herauf und offenbart den höheren Beruf unsers Daseyns, deßen Gesetze mit den Gesetzen der Natur nichts gemein haben. Nur die Sinnlichkeit ist den Bedingungen der letztern unterworfen. Hier im Gebiete der sinnlichen Natur und im Kampfe mit ihr, strebt die sittliche Vollendung, der heilige Wille, die siegende Majestät der Tugend sich zu entwickeln.

5. Der Blick der Tugend ist es, den der Bösewicht flieht. Ihr Bild ist es, welches unvertilgbar im Gefühle des Lasterhaften zurück bleibt, wenn sie selbst längst aus seinem Leben entwich. Ihr huldigt die Heuchelei und zitternd nahet sich ihr die Reue.

6. Der Glaube an die Tugend ist das schöne Morgenroth eines höheren Lebens, heller strahlt es aus schönen Seelen hervor, bei welchen jedes Gefühl gleichsam ein Gewißen ist.

7. Oft erscheint ein großes Beispiel von Tugend, und freier Willenskraft, wie ein wegweisender Genius, welcher der Menschheit ihre Bestimmung vorhält. Der große Sokrates des Christen stellt in der furchtbaren Erhabenheit seines Lebens ein solches Beispiel auf.

Fünfter Gesang.

Tugend.

So wag' es denn, o Freund, zu dir dich zu erheben;
So wag' es denn, zu haben, was du hast;
Zu finden, was dein Herz umfaßt;
Zu glauben an dein eignes Leben,
Wovon das Pfand, ein theures Gut!
So sehr in deinen Händen ruht.
Ein Gut, das nicht die Erde dir gegeben,
Und darum auch ihr Rasen nicht begräbt:

Die Tugend ist dieß Pfand, das hohe Seelenleben,
Das dich zum freien Gott erhebt.
Was könnte nun zum Nichtseyn uns verfluchen?
Wo ist die Macht, zu sprechen diesen Fluch?
Laß tief im Menschen uns den Sinn des Lebens
suchen!
Ein unerschöpftes, nie genug gelesnes Buch
Liegt weit in ihm uns aufgeschlagen,
Wie eine ofne Gegenwart;
Die Pythia in uns laß uns befragen,
Sie weissagt uns das Ziel, das unser harrt.

Wer ist der Mensch? — Auf beiden Wegen;
Zu ihm hinab, zu ihm hinan,
Weht uns ein Gotteshauch entgegen,
Und kündigt uns den hohen Menschen an.
Es flammt in ihm ein reines Götterfeuer,
Hoch flammt es auf; doch stürzet er ein Mal

Sich von sich selbst herab: ein solches Ungeheuer
Birgt keine wilde Kluft, verhüllt kein grauses
Thal!
Mit Zittern staun' ich seine Höhen
In traurigen Ruinen an:
Wie hoch muß nicht ein Wesen stehen,
Das so erschütternd fallen kann!

Begeistert sahst du oft, dem Sinnentraum
entwunden,
Zur feierlichen Menschenwürd' hinauf;
Und hast du Gott im Tugendsinn gefunden:
So such' ihn auch im Laster auf!
Ja find' im Taumel Alexanders,
Ruinen von Erhabenheit!
Was war sein Heldenwahnsinn anders,
Als die gefallne Göttlichkeit?
Sie fiel erschütternd, wie der Friede

Der Welt, wohin er Mord und Frevelthaten trug,
Der Welt, worin er nichts so tief, als sich,
erschlug.
Groß war der stolze Philippide,
Die Hoheit war in ihm zerstört.
Das große Laster, das dein Herz empört,
Ist die gestürzte Pyramide,
Die, ach! zum Staub hinab die Flammenspitze
kehrt;
Es ist der Wetterstrahl, der leuchtet und verheert.
Die Tugend ist ein Sonnenblick, voll Friede.

Wann kalt ein Wüthrich dort den Frieden
niederstürmt:
Dann überstrahlet hier, wie mildes Frühlings-
wetter,
Den stillern Zeitengang ein sanfter edler Retter,
Der

Der mit geweihtem Arm die Menschheit überschirmt.
Die Erde stellt dem Himmel nichts Verhaßters
Und nichts Geliebters, als den Menschen auf:
Und dieß Amphibion der Tugend und des Lasters,
Wo lös't es einst in Harmonie sich auf?
Der wunderbare Mensch! im Guten und im Bösen
Gleich unbegreiflich sich! o sprich, wer gab der Zeit
Dieß große Räthsel auf? Wer wird, wer kann es lösen? —
Die Weisheit einer Ewigkeit!

Zwei Mächte sind im Menschen tief verschlungen,
Die der Verstand selbst anerkennen muß:
Die Tugend dringt auf Opferungen,

Und der Genußtrieb auf Genuß.
Getrennt sind diese beiden Mächte;
Und jede fodert Huldigung,
Und fodert sie mit unbestrittnem Rechte;
Doch ringen beide nach Vereinigung.
Und zwischen beide tritt versöhnend
Das hohe Ideal der Götterwürdigkeit,
Das schön und immer schöner krönend
Hinauf führt zur Unendlichkeit.

Wer ist die Lichtgestalt, die uns von dort herüber
So leis' und doch so hell in ihrem Glanze strahlt,
Und auf den Schattengrund des Lebens sich in trüber,
In dämmernder Verhüllung malt,
Und in der Täuschung noch, noch im Idol des Ruhmes

Sich uns verräth? — das ist die Spur,
Das ist der Schimmer unsers Götterthumes,
Das ist der Mensch der höheren Natur.

Du staunst zur Kraft hinauf selbst dann,
wann sie zerstöret,
Wann sie das Große niederreißt,
Wann sie Gefahren trotzt und Felsen weichen heißt;
Sie fesselt, wenn sie auch dein ganzes Herz
empöret,
Doch deinen Blick und deinen Geist.
Du staunst, wann Archimed nur einen Standpunkt
fodert,
Um selbst den Erdenball zu heben, der ihn trägt;
Du zitterst, wann empor die Kraft der Seele
lodert,
Wann sie verderbend auf in wilde Flammen
schlägt;

Du bebst, wann Hannibal hoch über Alpenschlünde
Das Schrecken wälzt, das Roma's Thoren dräut;
Wann Regulus sich kalt dem Martertode weiht;
Und da, wo Zäsars Geist, wo dieser Held der Sünde
In seinen Stolz herab den Glanz der Hoheit riß:
Da schauderst du, wie vor beglänzten Trümmern;
Du siehst das fürchterliche Schimmern,
Die grause Sichtbarkeit der Sonnenfinsterniß.

Beseele diese Kraft mit freier edler Güte;
Begeistre sie mit stillem Friedenssinn;
Vergöttre sie, zur holden Pflegerinn
Der reinsten Menschlichkeit, die je auf Erden blühte:
O dann ergreift sie dich, die heilige Gewalt;
Es geht ein Himmel auf vor deinen Blicken;

Es kündet sich dem zagenden Entzücken
Die Tugend an in himmlischer Gestalt. —

Als noch der Mensch nicht in die Ferne blickte,
Noch zwischen Zukunft und Vergangenheit
Dem Augenblick die reife Frucht entpflückte:
Da blühte seine stille Zeit.
O schuldlos war er nur — nicht weise;
Sein Daseyn war ein Kindesloos:
Da nahm — ihm unbewußt — und leise
Die Zukunft ihn der Gegenwart vom Schooß,
So wie den Säugling, noch unaufgerißen
Vom Schooße, der ihn wiegend trägt,
Die Mutter zärtlich unter Küßen
Von einer Brust zur andern legt.
Rein, wie das Licht der Himmelskerzen,
Umgab ihn noch die Einfalt der Natur;

Allein es war sein Loos, die Spur
Der Kindeseinfalt zu verscherzen;
Die Wahrheit floh aus seinem Herzen,
Auf seine Lippe kam der Schwur.

Erwacht, wie eine neue schöne Jugend,
Trat auf die wüste Stelle seiner Ruh
Die stille Göttlichkeit der Tugend,
Und sandt' ihm ihre Hofnung zu.
Die sollte freundlich um sein dunkles Leben,
Worein der Schatten einer Erde fällt,
Wie eine sanfte Luna schweben,
Mit ihrem Wiederschein von einer Sonnenwelt.
Und wie ein fernes Licht das eine finstre Höhle
Mit seinem leisen Silberblick erfüllt,
Steht vor der überhüllten Seele
Ein hohes feierliches Bild.
Dort bei der heiligsten Vollendung wohnet

Die Seligkeit, die hohe Selbstzufriedenheit.
Allein der Himmelsraum, wo die Vollendung
thronet,
Er rühret nur von fern an dieß Gebiet der Zeit.
Und welch ein Raum, von diesen dunkeln
Gränzen,
Bis zu der Lichtgestalt des Ideals! Wie weit!
Es ist der Weg zum Gott; er heißt Unendlichkeit.
Darf winkend die Gestalt von dort herüber glänzen
In dieses enge Thal der Zeit?

Schau! dieß begränzte Seyn, das vor den
Blicken,
Wie Wolkenschatten rasch vorüber spielt,
Worin die Seele das Entzücken
Der Tugend nur, wie Sonnenblicke, fühlt;
Wo Sturm von außen, Sturm von innen
Auf unsre Tage fällt und unsern Geist,

Ach! nur zu leicht, im Kampfe mit den Sinnen,
Dem heiligsten Gebiet entreißt.
Und dennoch soll der Mensch — mit welchem Grimme
Das Schicksal auch herein in seine Tage bricht —
Des Lebens würdig seyn, und wanken soll er nicht
Vom Selbstgebot der innern Stimme,
Womit ein Gott zu seinem Geiste spricht;
Nach einem Ziele soll er wandeln,
Das höher steht, als seine Zeit.
Ein Mensch zu seyn und wie ein Gott zu handeln:
Wer lös't den wunderbaren Streit?

Hier rettet die Vernunft: sie dringet uns den Glauben
An eine Zukunft auf, an feierliche Höh'n,
Die hinter diesem Thal, voll halb verwehter Lauben,

In heller Lebensfülle stehn.
Es muß ein Pfad hinüber gehn:
So lautet die erhabne Sendung
An unsern Geist; es ist der Pfad,
Auf welchem sich die Tugend der Vollendung,
Vollendung sich dem Frieden naht.

Die Welt stoßt unser reinstes Leben
Von ihrem Frieden kalt zurück;
Die Unschuld seufzt, und wir erheben
Zu einer Nemesis den Blick.
Wenn harte Tage schwer um heil'ge Stellen ziehen:
Dann drängt sich jener Glaub' an unser Herz, und hält
Uns seine Bürgschaft vor aus einer fernen Welt,
Aus einer Welt der Harmonieen,
In der das Würdige den Feierkranz erhält.

Sieh dort die Unschuld hin durch ihre Blumen schweben!
Wird keine Gottheit sich zu ihrem Schutze weihn?
O möchte doch das Schicksal ihr ein Leben
Aus Rosenluft und Abendstille weben!
Sie fürchtet nichts, ihr Herz ist ja so rein;
Sie ist so selig, wann sie unbefangen
Hinaus zu ihren Menschen geht;
Sie ist so heilig, wann mit Lächeln auf den Wangen
Sie vor dem finstern Hasser steht;
Sie hört noch nicht das giftige Gezische,
Das näher schon durch ihre Blumen rauscht;
Sie ahnet nicht die Schlang' im Dorngebüsche,
Die tückisch ihren Gang belauscht.
Das Unheil naht: Ach! wehrt kein Engel?
schone! schone! —.

Die Schlange bricht hervor durch das Verhüllungslaub:
Der Sykofant erscheint; die Unschuld wird sein Raub.
Er reißt von ihrer Stirn die zarte Rosenkrone,
Zertrit sie nieder in den Staub.
Und weinend hängt dein Blick am theuren Raube;
Zu einem Himmel seufzest du hinauf:
Sucht dieser Seufzer nicht weit hinterm Erdenstaube
Das stille Land der Unschuld auf?
Unwiderstehlich dringt der Glaube
An eine Geisterwelt sich deinem Herzen auf.

Es muß ein höchster Geist den Geist der Tugend ehren,
Die er so himmlisch uns entgegen führt:

Wenn nicht umsonst der Sinn für Recht so tief uns rührt;
Zu einer höhern Welt muß noch der Mensch gehören:
Wenn um das Leben nicht das Daseyn uns betrügt;
Und die Vernunftwelt ist: wenn die Vernunft nicht lügt.
Und lügt sie mir, daß sie mein Herz bethöre:
Dann ist der heiligste Beruf,
Der Laut, den ich so tief in meinem Wesen höre,
Der fürchterlichste Traum, den meine Nacht erschuf;
Mein Daseyn selbst ist eine Lüge:
Durch jenen Traum nur bin ich, was ich bin;
Und Wahnsinn ist der höchste Lebenssinn;
Je höher mich der Gott in meinem Busen trüge,
Je tiefer sänk' ich nur dahin!

Fürwahr, die Tugend ist kein leeres Traumgegrübel!
Ist sie für diese Welt, doch nicht von dieser Welt!
Was gehn die Dinge, was die Uebel
Von dieser Welt sie an, die sich zu jener hält!
Zur Geisterwelt, zur Welt des hohen Ideales,
Das vor ihr schwebt; sie sucht, was göttlich ist und rein.
Die Seeligkeit nicht selbst, nur ihrer werth zu seyn:
Das ist die Blüte dieses Thales.

Was ist in der Natur, das hin auf Tugend weis't?
Wo das Gesetz der Welt, das Recht und Pflicht beföhle?
Dort hör' ich die Natur, allein zu meinem Geist
Spricht eine Geisterwelt, der Gott in meiner Seele.

Und dieser kündigt mir ein heiliges Gesetz,
Ein Leben an, das kühn sich höher schwinget,
Als dieser Sinnentraum, der einst, wie ein Geschwätz,
Am schweigenden Zypreßenhain verklinget.

Voll Ernst ist das Gesetz, wie seine Majestät;
Doch welch ein schöner Zug des Himmels naht von ferne!
Die Tugend ists, mit Kränzen überweht,
Und Grazien umwandeln sie, wie Sterne.
Urania verläßt den großen Strahlenhain
Von Sonnen, welche sie umblühen,
Verläßt die Sphärenmelodieen,
Und mischt sich in den Zug der Tugend ein.
Dahin laß uns den Blick, dahin den Geist uns wenden!
Wir dürfen uns der hohen Weihung freun!

Des Himmelspfand in unsern Händen
Ist — eines Himmels werth zu seyn.

So steh denn auf von diesem Schattenspiele,
Das, wie ein Leben, durch das Leben zieht!
Verlaß den Trümmerbau der Eitelkeit und fühle,
Was über ihn erhebt und was mit ihm entflieht!

Die wandelnde Natur weiß nichts von Seelengüte;
Blind für die Tugend, geht sie schweigend ihren Pfad;
Ihr ein Mal umgeschwungnes Rad
Fliegt über Giftgewächs und holde Frühlingsblüte.
Nothwendigkeit ist das Gesetz der Welt,
Worin der Wahnsinn lebt und Hehra's Leben fällt.
Was ist — sey's niedrig, sey's, wie Sternenlicht, erhaben;

Es flattert um ihr Rad, wie aufgewehtes Laub.
Was Daseyn hat, es lebt von ihren Gaben,
Ist ihr Geschenk und wird ihr Raub!
Sie läßt so gut den Narrn auf Blumeninseln landen,
Wie den geweihten Mann, der seinen Kranz erwirbt.
Der graue Sünder lebt; drei Körner Gries verfanden
Die Lebenskraft, und Büffon stirbt.
Es sinkt der Mensch, der wie ein Gott gehandelt,
Wenn eine Fiber stockt, ins Grab;
Die Wolke forscht nicht, ob die Unschuld unten wandelt:
Sie schüttet ihren Blitz herab.
Die Welt hat nur die Welt zu geben;
Der Hunger weidet hin durch ihre grüne Flur;

Die Tugend lebt in einem höhern Leben,
Die Sinnlichkeit im Schooße der Natur.

Die Sinnlichkeit nur ist ans große Rad gekettet,
Das ewig um sich selber kreis't;
Allein das innre Leben rettet
Ins Heiligthum der Freiheit unsern Geist.
Es rettet ihn zu dem erhabnen Schirme
Der hohen Willenskraft hinauf.
Erschütternd waltet hier um uns die Welt der Stürme;
Sie weckt in uns den hohen Menschen auf,
Daß er dem Niederdruck entschwebe,
Das Leben faße, welches in ihm lebt,
Und zu der Hoheit sich erhebe,
Wovon das Bild vor seinem Geiste schwebt.

Gewaltig drängt und ringt das Würdige, das Große
Zum Leben sich herauf: ein Hauch entküßt dem Schooße
Der Dunkelheit den Halm, er küßt die Blum' hervor;
Nur eine laue Nacht, und Haine blühn und Fluren:
Aus grauser Tiefe tritt das Hohe kühn empor;
Der Schmerz ist die Geburt der höheren Naturen;
Aus harter Hülle kämpft die Tugend sich hervor.

Sie brauf't daher, des Schicksals finstre Stunde;
Sie treibt die Well' empor, sie jagt das Leben auf;
Sie wühlet stürmend, was im Grunde
Der Flut verborgen liegt, herauf.
Nicht jeder Fluß trägt Gold im Sande;

Der über nackte Kiesel rollt,
Wirft Kiesel aus am Uferrande;
Der über Goldstaub rieselt, Gold.

Wenn ein Tyrann ein Laster dir beföhle:
Dann höh' er dich nur über sich hinauf;
Dich tödtend, dräng' er deiner höhern Seele
Nur eine glänzende Vergöttrung auf.
Roms Wüthrich kann — wie hoch die Schmeichler ihn auch heben —
Nicht länger vor dem Blick der Tugend stehn und beben:
Und Trasea warf ihm sein Daseyn hin,
Und rettete sein edles Leben,
Er rettete den hohen Tugendsinn.
Das Laster flieht zu seinen Finsternißen,
Wenn sich die Tugend naht; was ihren Blick umflammt,

Ist ein erscheinendes Gewißen,
Das schweigend den Verworfenen verdammt.

Der Heinrich Albions, wie schlägt er vor dem
Schweigen
Des edlen Cranmers nieder seinen Blick!
Der gräßliche Tiber, nie kehrt er zu den Zeugen,
Die seine Schande sahn, aus seinem Bann zurück.
Das Laster fühlt zu tief, daß in dem hehren Blick
Der Tugend sich ein Gott verkünde;
Ja wenn sie längst schon, traurend und verhüllt,
Aus einem Leben floh: dann hängt ihr helles
Bild
Noch im Gefühl und blitzt durch das Gebiet der
Sünde;
Wie eine Glanzgestalt durch das Gebiet der Nacht.
Sie ist's, die schaudernd auf in Alexandern wacht,
Wenn er den Mantel auf die Wunde

Des vor ihm hingewürgten Persers deckt,
Der, würdiger als er, aus seiner Todesstunde
Verzeihend noch die Hand nach seinem Mörder
streckt.
Wir sehn, von einer Gottheit angeschreckt
Den wilden fürchterlichen Ueberwinder,
Wie er in triumphirenden Genuß
Die Gattin und die zarten Kinder
Darius an den Busen drücken muß.

Das ist die Kraft, vor welcher zitternd
Die Heuchelei verhüllt ihr Opfer niederlegt;
Das ist die Kraft, womit erschütternd
Der hohe Mensch Tyrannen niederschlägt!

O neige dich Tyrann vor einem Geist, der
stärker,
Der mächtiger, als du, sein eignes Leben schafft!

Ein hoher Sitz ist nur dein Thron in einem Kerker;
Du hast Gewalt, die freie Seele Kraft!
Der Glaub' an Tugend ist's, er ist es, der die freie
Geweihte Seele trägt und hebt;
Er ist der Gottesdienst, womit die finstre Reue
Vor einem Heiligthum vorüber bebt.

Wann, wie ein Nachtgespenst, um eine Todtenhöle,
Von keinem milden Strahl erreicht,
Die Sünde durch die schwarze Seele
Des finstern Bösewichtes schleicht:
Dann schwebt um reine Seelen Licht und Liebe;
Es ist so still um sie, so feierlich und hehr.
Wo Engel sind, ist Gott, und ohne Engel bliebe,
Dem Himmel selbst kein Himmel mehr.

Der Glaub' an Tugend ist's, der in die düstre Halle
Des Erdentraums ein sanftes Dämmern gießt;
Und, wo die Zeit zum Glücke spricht: zerfalle! —
Den schönen Liebesbund mit einer Zukunft schließt!
Am Lebenshorizont ist er die rothe Stelle,
Das Aufgangsroth der jungen Tageshelle,
Die einen Blick der Huld von dort herüber warf,
Wohin getrost empor der Dulder schauen darf.
An schönen Seelen strahlt es röther
Hin durch die heitre Lebenssaat,
So still, so sanft, als duftete der Aether
Des Himmels auf um jede That.

Von diesem Licht bestrahlt war Hehra's Seelenleben,
Wie eine selig stille Flur,
Um welche Friedensgötter schweben:

Da ging, von Harmonie und Heiligung umgeben,
Die hohe Tugend hin am Arme der Natur.
Wo Hehra's Blick erschien, war Friede, Licht und Leben;
Ein Engel trat an einen Huldaltar:
So himmlisch wußte sie, den Himmel hinzugeben,
Und wußte nicht, daß sie ein Engel war,
Der selber nichts verschuldend, nichts bereuend,
Mit einem Blick, den holdes Mitleid näßt,
Sich dem Gefallnen naht, und sanft und schön verzeihend
Auf seinen Fehl den Schleier fallen läßt.
Wann dunkle Stürme sich durch ihre Tage rißen:
Sie war ihr eigner Stern in Grau'n der Finsterniß;
Denn iegliches Gefühl war ein Gewißen,
War eine heitre Nemesis.

Was leitet unsern Geist, wenn seines Pfades
Krümme
Durch Labyrinthe drängt, die Dorngebüsch umflicht,
Es ist die Nemesis, die wunderbare Stimme,
Die aus der Geisterwelt herüber spricht,
So siegend spricht, daß er nicht widerstehen,
Daß sich das Herz ihr nicht verschließen kann;
Befremdet hört die Sinnlichkeit sie an;
Und zagend schau'n wir zu den Höhen,
Wohin die Stimme ruft, hinan.

Oft steht, uns mächtiger empor zu schüttern,
Wegweisend eine große Tugend auf,
Wie eine Gottheit in Gewittern;
Wir stehen da; wir schau'n mit Zittern
Zu ihrer Majestät hinauf.

Voll Hoheit und doch mild, ging ihr Gestirn einst auf:
Der größre Sokrates der Christen;
Er riß aus Trug und Wahn und aus der Erde Lüsten
Das hingetäuschte Volk herauf.
Erhaben ging er durch die Jubelrufe,
Wie durch den Priesterhaß, der lauernd ihn umschlich,
Mit einem Muth, der selbst nicht vor der letzten Stufe
Zum Todeshügel von ihm wich.
Sieh, welche Freiheit waltet um den Hohen!
Er fürchtet nicht den Haß der frevelhaften Macht.
Weiß ers, daß ihm so nah die Todesquaalen drohen?
Wie stürzen hinter ihm und vor ihm die Heroen
Mit ihren Thaten in die Nacht!

Konnt' er vor einem Erdgewitter beben?
Nichts fürchten und nichts achten konnt' er! —
Nur
Sein großes Ziel vermocht er, zu erstreben;
Ein Weihaltar war sein erhabnes Leben,
Auf den herab die Flamme Gottes fuhr.

Wie Aetherluft umschwebt die Tugend eine
Milde,
Ein Himmelsahnen, das so tief entzückt,
So hoch begeistert; doch erschrickt
Die Sinnlichkeit vor dem erhabnen Bilde,
Worin die Göttliche sich unserm Herzen naht.
Trit hin vor eine freie große That;
Und wenn du vor Entzücken trauerst,
Und bebst und wunderbar entglühst:
Dann heiligt dich dieß Grau'n, du schauerst
Vor einer höhern Welt, als dieses Thal umschließt.

Hier offenbart dem Geist sich die erhabne
Sendung,
Die hohe Seelen inniger verstehn;
Die Tugend kann nicht untergehn;
Sie fodert und verbürgt die reifende Vollendung.

Neiget in den öden Raum
Traurend sich mein Haupt hinunter:
Dann geht diese Welt mir unter,
Wie ein wesenloser Traum.

Und an ihrem finstern Saum,
Hinter diesem Weltgetriebe,
Schauet eine Welt, voll Liebe,
Licht und Recht, in meinen Traum.

Sie die Unschuld — nur gekannt
Von dem Geiste der sie richtet —

Der den Geist der Thaten fichtet,
Finde dort ihr stilles Land!

Finde dort den Friedenshain,
Wo die freiern Seelen wohnen,
Die mit unbefleckten Kronen
Sich dem nächsten Himmel weihn!

Sechster Gesang.

Inhalt.

So wie nun eine zwiefache Natur im Menschen waltet, so lebt er auch für zwo Welten: für die Sinnenwelt und für die Geisterwelt. Jener gehöret sein Daseyn, dieser sein Leben an; in jener ist er leidend, in dieser thätig; in jener entwickelt er sich, als Naturwesen, in dieser reift er durch sittliche Freiheit zur sittlichen Freiheit. Um sittlich freier zu werden, mußte der Mensch sittlich frei seyn. Er ist es.

1. Seine Verirrungen bezeugen, Trotz dem traurigen Gefolg ihres Elendes, die Selbstbestimmung seines Strebens; sie bezeugen eine durch Willkühr nur, mögliche Thätigkeit: sie offenbaren aber auch das Mangelhafte seiner Willenskraft, den schwankenden Sieg der sittlichen Natur über die sinnliche.
2. Das eigentliche wahre Selbst des Menschen ist die Vernunft, welche ausspricht, was Recht ist. Die Abhängigkeit seines Willens von ihr, ist also eine Abhängigkeit von sich selbst, folglich Freiheit. Wer Recht thut handelt frei.
3. Nur durch die Vernunft vermag der Mensch, sich von der Gewalt niedriger Handlungsantriebe immer mehr zur erhabenen geistigen Freiheit empor zu schwingen. Man denke sich die Freiheit aus seinem Wesen hinweg: so erscheint ein Geschöpf, welches nicht mehr ein Räthsel, sondern ein Widerspruch ist. Durch keinen Instinkt hinreichend gesichert, wird der Mensch ein Thier, welches verdammt ist, sich zu verirren: dieser zurückstoßende Widerspruch nöthigt uns, anzunehmen, daß der Mensch zur Freiheit geboren sey. Sein Daseyn ist ihm in die Hände gegeben: denn

4. Er kann es von sich werfen. — Ob er es je, wie eine Bürde, abwerfen sollte: ist eine andere Frage, die nicht hier her gehört — er kanns, weil er frei ist.

5. Ein Beweis dieser Freiheit ist jeder Sieg, der über widerstrebende Naturgefühle errungen wird. Brutus handelt frei, wenn er, als Richter und Trotz dem empörten Vatergefühl seine Söhne, welche die Heiligkeit des Vaterlandes verletzt hatten, hinrichten läßt. Sokrates stirbt frei.

6. Vernunftmäßige Thätigkeit ist wahres Leben; und die mit ihr in Harmonie gebrachten sinnlichen Triebe, sind eine liebliche Begleitung des, von der Vernunft bewachten und geleiteten Wandels.

7. Auf der Freiheit des Geistes beruhet der ganze Werth, die ganze Hoheit des Menschen. Im Herkules der Griechen drückt sich diese Hoheit in ihrem schwankenden Siege durch starke, eingreifende Züge aus.

8. Sie ist es, die den Menschen, wann er, den erhabensten Erscheinungen der Natur gegen über, wie in ein Nichts, sich zu verlieren scheint, kräftig erhebt. Durch die Vernunft schwingt er sich über die Natur empor. Verwandlung ist das Gesetz der Naturwelt: Erhebung ist das Wesen der Vernunft.

9. Sie wirft einen Siegerblick auf das sinkende Daseyn zurück, umfaßt ihren Glauben, der die Tugend zur höheren Freiheit hinüber begleitet.

10. Erinnerungen an das Dahinscheiden einer schönen Seele, wo die Tugend das Wiedersehen der Tugend feiert.

Sechster Gesang.

Freiheit. Wiedersehn.

So wie der Wandrer einer Pyrenäe
Hinunter blickt nach zwo bekränzten Au'n:
So laß uns hier, o Freund, auf dieser heitern Höhe
Das Dießseit und das schöne Jenseit schaun!

Sieh, mitten durch den Menschen streifen
Die Gränzen zwoer Welten hin:
Der Welt des Sinnenreichs, für unsern Erdensinn,

Der Welt des Götterthums, dem wir entgegen reifen;
Und diese bricht aus jener mild hervor,
Wie Blütengeist aus grünem Knospenschleier;
Durch Ewigkeiten reift sie frei und immer freier,
Und heiliger und seliger empor.
Wir sind nicht, um zu seyn, wir werden, um zu werden.
Die Ströme rauschen fort; die Sonnen und die Erden,
Sie gehn nach ewigen Gesetzen ihren Pfad:
Dort waltet die Natur; im Menschen lebt ein Wille;
Er selbst ist sein Gesetz, ein Sohn der eignen Fülle;
Er ist durch die Natur, und lebt durch seine That.
Wir werden das, was wir zu werden, lernten;

Der Mensch ist seine Frucht und seine Saat;
Was Menschen säen, werden Götter ernten;
Gott spricht durch seine Welt, der Mensch durch
seine That.

Und darum, wo wir stehn, sey jede Stelle
Mit Lebensblüten überstreut:
Wir stehn, zu Göttern eingeweiht,
Schon hier — o fühl' es! — an der Quelle
Der heiligen Unsterblichkeit.
Die Quelle wird zum Strom; hienieden heißt
sie Zeit.
Des Stromes tausend Arme rieseln
Mit Lebenskraft und Lebenssinn
Durch Weltenreihen, die, gleich ausgeworfnen
Kieseln,
An seinen Ufern schimmern, hin.

In ihm geht nichts, was Kraft und Leben war,
verloren;
Es flutet hin, wo neues Leben harrt;
Und Zukunft wird aus Gegenwart
Mit Mutterähnlichkeit geboren.
Wer Daseyn nur begehrt, verschmäht den Lebenssinn,
Ihn ruft der Stundenschlag vergebens
Zu ihrem heiligsten Gewinn;
Er lebt vom bloßen Pflichttheil seines Lebens
Und giebt die volle Erbschaft hin.
Er schleppt, des Staubes Unterjochter,
Ein wenig Staub durch Raum und Zeit;
Nur Thätigkeit! entschloßne Thätigkeit,
Die holde freie Lebenstochter,
Sie hält ihn fest, den Geist der Stunden, die entflohn;
Wie jene Göttin ihren Sohn,

Taucht sie das Leben in die Fluten
Der heiligen Unsterblichkeit;
Sie rettet sterbende Minuten,
Und macht zur Ewigkeit die Zeit.

So laß denn, Freund, die Zukunft uns besitzen!
Sie blüht schon in der Gegenwart,
Umrankt so freundlich schon die Ritzen
Des Kerkers, wo die Seele harrt,
Der Freiheit harrt, zu welcher sie berufen,
Durch einen innern Trieb so hoch berufen ist,
Der Freiheit, welche sie auf den Vollendungsstufen
Der Erdenpilgerschaft, ach, nur zu oft vermißt!
Und welcher sie auch dann nur näher ist,
Wann, mächtiger und glänzender beflügelt,
Sie eine neue Gegenwart durchfliegt,
Worin sich eine neue Zukunft spiegelt,

Die größer, tiefer noch im Schooß der Zukunft
liegt,
Und dich — wie hoch du auch empor gedrungen
Zur reinen Seelenwürde seyst —
Mit deinen größern Foderungen,
An die Unendlichkeit verweis't

Je mehr sich hie die Willenskraft erweitert;
Je mehr sich hier durch Druck und Last,
Durch Kampf und Gegenkampf empor die Seele
läutert:
Je mehr sie Freiheit dort umfaßt.

Hier offenbart uns manche Blume,
Die um die Freiheit sproß, die Spur
Zu ihrem fernen Heiligthume;
Hier ist ihr Himmel nicht, hier ist ihr Tempel
nur:

Dort leuchtet sie herab, wie eine Morgenjugend,
Und strahlt den Freiheitstrieb in unsern Seelen an.
Was groß und heilig ist: Vernunft und Tugend
Zieht mächtig ihr Vergöttrungsstrahl hinan.

Sie leuchtet dort aus hoher Stille,
Wie auf ein weites Meer die Sonn' herab:
Auf diesem Meer — es ist des Menschen Wille —
Wogt Tod und Leben auf und ab.
Sanft wallend nimmt es das, mit dem azurnen Schleier
Umwebte, Bild des reinen Himmels auf;
Dann aber steigen Ungeheuer
Aus seinem tiefen Schooß herauf.
Weit schattende Gestalten schreiten
Aus diesem Meer hervor — es sind die Zeiten —
Sie treten auf, um Heil und Unheil aus zu sä'n.
Sie rauschen hin, bald wie die Todesgötter,

Die Saaten vor der Ernte niedermäh'n;
Bald säuseln sie hin durch Olivenblätter,
Die aus des Friedens Kranz holdselig niederwehn.

Ich schau' hinaus — und ach! von öden Fluren
Begegnet meinem Blick ein dunkler Geist,
Ein Schatten, welcher Elend heißt,
Ein Nachtgespenst, das auf die Spuren,
Wo die Verheerung zog, hinunter weis't.
Dort weis't es hin, dort rauchen noch die Trümmer
Des Waldes, den die Flamme fraß!
Ich horch' hinaus — und seufzendes Gewimmer
Umklagt die Stellen jezt, wo einst der Friede saß.
Da, da, wo mitten unter Waitzenhalmen,
Umruht von Hütten, sich ein Tempel Gottes hob:

Da keine Ruhe mehr! und keine Feierpsalmen
Verkünden dort, des Weltengeistes Lob.

Ach! welcher Gott verhing der Erde diese Strafen?
Kein Gott! der Mensch — sein Wahn schuf diese Wüstenei'n.
Der Mensch! — o Gott! wer wird dem armen Sklaven
Der wilden Leidenschaft vom tollen Wahn befrei'n?
Weh! mich ergreifen alle Schauer
Der Gegend, wo der Friede schwand!
Laß los! o laß mich los, du Bild der Trauer!
Du, Hofnung, reich du mir die Engelhand
Und führe mich durch sanftre Gänge,
Dahin, wo Liebe wohnt und Friedenslüfte wehn,
Und laß kein anderes Gepränge,
Als das Gefolg der Menschenhuld mich sehn!

Laß mich es sehn, wie sie das Wetter dunkler Stunden
Mit ihrem Sonnenblick zertheilt
Und lindernd zwischen Seufzern weilt,
Die Unschuld küßt, die Tugend ehrt und Wunden
Verhüllter Klagen liebend heilt!
Gerechtigkeit, zertrit die Scheidewände!
Verbanne den verruchten Geist,
Der wild und grausam die verschlungnen Hände
Der Menschen aus einander reißt!
Erscheine, Zeit des Lichts, daß jenes Mordgewerbe,
Samt der verworfnen Heldenzunft,
In einem finstern Winkel sterbe!
Laß mich es sehn, das Leben der Vernunft,
Die Zeit die meinen schönsten Traum erfüllet;
Die sanft, wie Frühlingswiederkunft,

Den Geist der beßern Welt enthüllet,
Den Geist der waltenden Vernunft!

Durch sie nur kann und soll der Mensch sich von den Ketten
Der Leidenschaftentyrannei
Zur Selbstgewalt hinüber retten:
Um frei zu werden, ward er frei.
Wer vor dem Kampfe mit sich selbst nicht zittert,
Der Weise nur ist frei, der unerschüttert,
Verwirft, was die Vernunft verwarf.
Die Thorheit wähnt sich frei, wenn sie das Unrecht darf.
Das Unrecht dürfen, und nicht wollen;
Es fliehn auch wenn es leuchtend glänzt:
Das ist der hohe Sieg, nach dem wir ringen sollen,
Ob ihn auch keine Hand bekränzt.

Wohl reitzend ist es, hoch im Licht einher zu
wandeln:
Doch leichter ist es groß vor dem Gejauchz der
Welt,
Als tief im Dunkel recht zu handeln;
Dort siegt der Ruhm, hier siegt der Held.

Laß immerhin die Grübler streiten!
Wer recht thut, der ist frei, um, zwischen
Schmerz und Lust,
Zur Freiheit kämpfend fortzuschreiten:
Dieß zeugt das Hochgefühl in jeder Menschen-
brust;
Und dieses nur bedarf der Pflege,
Nicht jener Trieb, von thierischem Geschlecht.
Der Halbgott steht am Scheidewege;
Die Leidenschaft irrt nie, der Trieb hat immer
Recht.

Nimm weg den Freiheitssinn — und wag es, zu
entwirren
Den ew'gen innern Friedensbruch,
Der uns mit uns entzweit: dann ist ein Wider-
spruch,
Ein Thier ist dann der Mensch und doch ver-
dammt, zu irren.
Dann sprich, was will das gaukelnde Phantom
Der Tugend dort mit seiner Schattenwürde?
Sprich, warum folgen wir nicht ruhiger dem
Strom
Der Dinge, der uns trägt, wie eine leichte
Bürde?

Das Thier weiß, was es will; der Mensch
nur irrt dahin
Mit schwankem Fuß, und ist sich selber unver-
ständlich;

Er ahnet, forscht und wünscht, er strebt und hofft
und endlich
Ist wenig Weisheit sein Gewinn.
Das Thier lebt immer jezt, der Mensch lebt
immer künftig;
Das Thier ist halb vernünftig durch Instinkt,
Indeß der Mensch, halb unvernünftig,
Herab von seiner Würde sinkt.

Die Weltnatur ist nie mit sich im Wider-
streite;
Nur warum ist der Mensch von heute,
Nicht mehr der Mensch, der er noch gestern
war?
Die Freiheit leuchtet dunkelklar
In seinem Willen auf; er will und will doch
nimmer,

Ver-

Verwirft das Hier, das er kaum wählt', und wählt das Dort;
Der Wahrheit folgt sein Geist, sein Herz dem eitlen Schimmer;
Ihn drängt der Schmerz, ihn lockt die Wonne fort.
Verdräng' ihn auch der Schmerz, verlock' ihn auch die Wonne:
Doch, doch! verfehlt ihn nicht der Freiheit leiser Wink!
Hier, dieser Mond, der auf in seinem Busen ging,
Verfinstern mag er sich — ihn findet seine Sonne! —

Dem Menschen ward ein freier Lebenssinn.
Was um ihn ist — es ist dem Daseyn hingegeben;
Dem Menschen nur gab sich das Daseyn hin.

Es ist der Freiheit fürchterliches Streben,
Das im Gefühl erdrückter Ruh erwacht,
Und plötzlich aufspringt und das Leben,
Wie Bandendruck, hinschleudert in die Nacht.

Den edlen Jüngling Bion drängte
Sein Wüthrich hin zu einer Mißethat;
Und als sie schwarz vor seine Seele trat,
Das Daseyn sich um ihn verengte,
Kein Retter seine Hand ihm bot:
Da blitzt' es auf in ihm, ein Leben wegzuwerfen,
Das eine Schandthat zu beflecken droht.
Es saus't ein Sturm durch alle seine Nerven;
Das Leben kämpft; er wählt, verwirft und wählt den Tod.
Doch will er nicht zu rasch hinaus ins Dunkel greifen,

Nicht Stürme sollen ihn darnieder wehn:
Drei Tage soll die That in ihrer Knospe reifen,
Entschloßen will er untergehn!
Die dritte Nacht erscheint schwarz, wie die dunkle Pforte,
Der sich der Jüngling kämpfend naht.
Sein Tagebuch verrieth die letzten Worte,
Womit er seinen finstern Weg betrat.
Es rieseln schaudernde Gefühle
Kalt durch sein Herz. Er blickt in die Natur
„Noch ein Mal — ruft er aus — hebt aus dem Flutgewühle
Des Lebens sich mein Haupt, und weg ist meine Spur!
Zum letzten Male denn, ihr Himmelskerzen,
Zum letzten Mal blick ich zu euch hinaus;
Der hohe Weltgeist, der an seinem Herzen
Euch liebend trägt, verstoßt mich nicht daraus!
Nichts konnte von der Schmach mich retten,

Nichts, als die Flucht ins sichre Grab.
Noch schuldlos, werf' ich meine Ketten,
Natur, auf deinen Schooß hinab.
Ich zaudre noch? schon ist die Mitternacht vorüber!
Und immer zaudr' ich noch? — Der Tod —
ein finstres Wort!
Ach! fiele noch ein Mal vom stillen Osten dort
Ein schöner Morgenblick in meine Seel' herüber:
Vielleicht — vielleicht — — Sey stark, mein
Geist, wir müßen fort! — —"

Den Kampf der Freiheit ehrt, müßt ihr die
That auch tadeln!
Sagt! ob ihr ihn verdammen dürft,
Ihn, der in der Gefahr, sein Leben zu entadeln,
Es rettend in den Arm des Todes wirft?

Das Daseyn fiel uns zu; die Freiheit wird
errungen,

Von der die Tugend lebt. Die Geistesfreiheit siegt,
Besiegt den Lebenstrieb, wenn Hehra, ganz durchdrungen
Von ihrer Mutterpflicht, zu Mali's Rettung fliegt.
Du bebst, du schauderst noch vor jener Uferstelle,
Wo kühn hinab die sanfte Hehra sprang
Und mit dem Tod' und der empörten Welle
Um ihre Mali kämpft' und zitternd sie errang.
Die Geistesfreiheit siegt: ein Brutus hört die Töne
Der flehenden Natur, doch er erhört sie nicht;
Er fühlt die süße Pflicht, und folgt der höhern Pflicht,
Wenn er mit naßem Blick am Blutaltar die Söhne
Den fodernden Gesetzen opfern läßt. —

Die Geistesfreiheit hebt den Schwung der großen Seele;
Sie feiert in der Nacht, der dunkeln Kerkerhöhle
Des Sokrates ein lichtes Götterfest.
Es ist nichts Heiligers und Schöners,
Als ihr Triumph im Kerker des Atheners,
Dem die Vernunft den Schierlingstrank erwarb:
Zu frei, sich zu befrein, nahm er den Trank und starb.

Die Freiheit der Vernunft ist unser wahres Leben;
Zur Führerin ist sie, und zu Begleitern sind
Durch dieß verschlungne Labyrinth
Uns freundliche Gefühle mitgegeben.
Wann Hoheit unsern Busen hebt:
Dann strömen sie die Glut auf unsre Wangen;
Oft aber fallen sie gefangen

In Netze, die der Reitz der Sinne webt,
Sie dürfen nicht mit der Vernunft entschwärmen;
Sie dürfen nur den Keim der Edelthat
Empor zur vollen Reife wärmen:
Und lieblich blüht um sie die Lebenssaat.
Wo ihre Wärme fehlt, da ist die Gegend öder;
Die Distel wuchert nicht hervor:
Doch auch der Fruchthalm dorr't, und die erhabne Zeder
Hebt nie darin ihr Kronenhaupt empor.

Gefühle tanzen gern im holden Zauberschimmer
Der Phantasie mit unserm Herzen hin;
Allein die ernstere Vernunft sey immer
Die richtende Gebieterin,
Ihr freies Machtgebot der Leitstern, der uns führet!

Die ganze Menschlichkeit in uns vereine sie
Zu einem Lautenspiel der Lebensmelodie:
Dieß ist das Königthum, das der Vernunft gebühret.

Im Menschen wallt und wogt die Flut der Leidenschaft,
In sanft umgrüntes Ufer hingebettet;
Auf einer Insel thront mit Herrscherwürd' und Kraft
Die frei gebietende Vernunft hinauf gerettet,
Zu überschauen dort die Flut und ihren Lauf:
Da herrsche sie herab von ihrer Inselhöhe;
Da herrsche nie die wilde Flut hinauf!
Denn Wehe! der Vernunft und ihrer Freiheit Wehe!
Wann jener Wogendrang, empört und ungehemmt,
Das Ufer niederbrauf't und die geweihte Höhe

Der unbewachten Insel überschwemmt.
Doch das Vernunftgesetz trit bald mit hellen Spuren,
Wie eine Säulenschrift hervor,
Die unter Trümmern sich verlor.
Den Aufruhr drängender Naturen
Hat über sie hinweg die wilde Zeit gespühlt;
Verschütten konnte sie die Schrift, doch nicht, verdrängen.
O, die Erhabenheit begeistert zu Gesängen!
Wie tief hat sie das Volk der Lieder einst gefühlt!
Vom Traum der Sinnlichkeit geschieden,
Und innig doch mit ihm vermählt,
Umstürmt mit ihrem Kampf, umschwebt mit ihrem Frieden,
Die hohe Göttlichkeit den mächtigen Alciden,
Dem sie die Brust zum Hyderkampfe stählt.

Mit den Träumen eines Sehnens,
Das zu hohen Thaten weiht,
Flieht der hehre Sohn Alkmenens
In den Schooß der Einsamkeit.
Tief im Herzen warme Schläge,
Fühlt er, was er soll und will;
Und an einem Scheidewege
Steht er sinnend plötzlich still.

Dunkler itzt und wieder heller
Schwebt ihm fern die Zukunft vor;
Ahnungsvoll und schnell und schneller
Wallt ihm hoch das Herz empor.
Wird ein Wunder sich entfalten?
Ist ihm eine Gottheit nah?
Zwo erscheinende Gestalten
Stehn vor seinem Blicke da.

Eine der Gestalten blühte,
Wie der erste Rosentag,
Dem auf Cypern Aphrodite
Kaum erwacht im Schooße lag.
„Siehe! sprach sie, was die Erde
Süßes hat, ich weih' es dir,
Sohn des Himmels: aber werde
Mein Getreuer, folge mir! —"

Zauber sprühn aus ihren Blicken;
Und ein weicher Schlummerduft
Trägt ein taumelndes Entzücken
Um sie her im Hauch der Luft.
Halb dem Zauber hingegeben,
Hat der Jüngling kaum Gewalt,
Seinen Blick noch zu erheben
Zu der stillern Huldgestalt.

Ruhig, wie des Himmels Friede,
Steht sie da. — Von Schaam bedeckt,
Fühlt sich zitternd der Alcide
Von der Tugend angeschreckt. —
„Keine Freuden goldner Tage,“
Spricht sie, „kann ich dir verleihn.
Rette, kämpfe, dulde, trage!
Deiner würdig bist du mein.

Siegen ziemt dem Göttersohne;
Sich besiegen aber weiht
Ihm die höchste Strahlenkrone
Himmlischer Unsterblichkeit. — ”
Und der Jüngling — schöner blühend
Stand er da vor der Natur,
Als er heilig sich und glühend
In die Hand der Tugend schwur.

Seine eigne Flamme dämpfend,
Willig Schwächern unterthan,
Geht der starke Sieger kämpfend
Seine große Heldenbahn.
Ungeheuer kämpft er nieder:
Aber seinem Frieden droht
Eine fürchterlichre Hyder,
Als in Lerna's Sumpf, den Tod.

Ach, daß ihn die Tugend warne!
Weh! der freie Sieger fällt
Ueberwunden in die Garne,
Die der Reiz der Lust ihm stellt!
Friede noch; allein Jole
Trit ihm in den Heldenlauf;
Und er opfert dem Idole
Seine ganze Hoheit auf!

Wie ein Blitz aus heitrer Bläue,
Stürzt herein das Mißgeschick;
226. Grause That, und Schmach und Reue
Hängen an Jolens Blick.
Schrecklich rafft er ihn zusammen,
Seines Geistes letzten Schwung;
Auf dem Oeta in den Flammen
Büßt er die Entgötterung.

Und der Gott erringet wieder,
Was der Erdensohn verlor;
Die Verschattung sinkt darnieder,
Die Verklährung strahlt hervor.
Schon der letzte Seufzer dringet
Aus der Sterblichkeit herauf,
Und die freie Seele schwinget
Sich ins Reich der Tugend auf.

So furchtbar dämmert durch die Hülle
Der Sterblichkeit die Götterspur,
Das Licht der tiefen Seelenfülle,
Der Glanz der höheren Natur.
Dem Blicke, welcher sich an dem erhabnen Schimmer
Der Geistesfreiheit selig schaut,
O, wie erscheint ihm hier das Spiel der bunten Trümmer,
Womit das Glück ein Glück zusammen baut!
Der Thronkoloß sinkt ein zur grauen Schäferhürde,
Zum Knabenbau von heut, der morgen schon zerfällt!
Ja, Blick' in die Natur, in ihre große Welt:
Und fühle dich in deiner Geisteswürde
Hoch über sie hinauf gestellt!

Der Tag verschied, er ging verstummend unter;

Groß ist die stille Welt, die hinter ihm erwacht.
Nun trit hinaus in diese dunkle Pracht
Sie ist so feierlich, so prangend! Schau hinunter
In diese tiefe Herrlichkeit der Nacht,
Durch welche Sonnen hin, wie Pilgerzüge, wandern!
Schau, wie das funkelnde Gewölbe dich umfängt!
Und wie von einem Pol zum andern
Die goldne Weltenkette hängt!
Wie Strahlengötter, ziehn die Sonnen auf und nieder:
Mißt hier der Raum den Raum? zählt Stunden hier die Zeit?
O, staun' empor! die Weltunendlichkeit
Streckt tief ins Ewige hinaus die Riesenglieder!
Siehst du den Menschen noch vor dieser Flut des Lichts?

Dieß

Dieß Anschau'n drückt, wie eine Bürde,
Den Menschen nieder in ein Nichts.
Was hebt? was rettet ihn? — die hohe Geisteswürde,
Die stark umfaßt, was sie erkohr,
Hebt über Welten ihn empor.
Sie sind die Kette der Naturgewalten;
Und ihr Beruf ist: zu entfalten,
Zu schmücken eine reiche Flur,
Durch welche freie Geister wandeln:
Der Mensch ist selbst sein Gott, und sein Beruf ist: Handeln.
Das Leben der Vernunft, der Freiheit helle Spur
Berechtigt ihn, sein Haupt so hoch empor zu heben.
Umwandlung ward der Weltnatur,
Erhebung der Vernunft gegeben.
Und diese wirft, wenn's kalt vom Grab' herüber weht,

Noch einen Blick auf die zerstörten Lauben,
Womit die Zeit dieß Daseyn überfä't,
Und wendet sich zu ihrem Glauben,
Der siegend durch die dürren Blätter geht
Und seine Tugend führt, hinauf führt zu den Höhen,
Vor welchen dämmernd grau das Erdenthal verschwand. —
Die Tugend kann nicht untergehen,
Die werth des Himmels ist, und keinen Himmel fand.

Trit hin zur schattigen Zypreßenpforte!
Die reinste Seele ging ins Dunkel dort hinaus;
Und dich ergriff die ganze Kraft der Worte:
„Zum Wiedersehn sey mir gegrüßt, du Geisterhaus! —"
Dieß war der letzte Ton von einem schönen Liede,

Das in der zarten Frühlingsblüt' entschlief.
Es war als ob ein Engeltag verschiede,
Der sanft in seinen Schooß die Abendstille rief.
Es werde hell um die geliebten Trümmer!
Und träumend sinke die Erinnerung,
Wie eine weiße Nacht, voll Mondenschimmer,
Auf jede Stelle deiner Huldigung!
Laß die Vergangenheit — und ob dein Herz
auch breche —
Mit allem, was sie trug — o laß sie auferstehn!
Daß jeder Hauch von ihr zu deinem Herzen spreche:
„Die Tugend kann nicht untergehn! —„
Und führe mich durch all die reichen Blütengänge
Des schönen Lebens hin, das heilig dich umfing!
Es töne, wie ein Laut verhallender Gesänge,
Wo eine schöne That in ihrem Kranze ging.
Die Ruh' umschwebe dort das Thal, wo sie dem
Harme

Den Frieden in die Hütte trug;
Und Heiligkeit den Raum, wo sie die ofnen Arme
Der Rettung um das tief verirrte Mädchen schlug!
Der Hügel sey geweiht, wo sanft von Lichtgewölken
Umleuchtet, Hehra ging, und jenes Ufergras,
Wo sie, umblüht von jungen Angernelken
Und holden Engelkindern, saß!
Ihr Leben war die sanfte Aeolsharfe,
Worin ein zartes Himmelsecho schlief;
Ein Lautenspiel, aus welchem selbst das scharfe,
Verwundende Gestürm noch Harmonieen rief.
Gefeiert sey, vor allen Tempelstellen,
Der Hügel, wo sie schläft, in seiner Rosenluft!
Ein Himmelsahnen weht in jenem Lindenduft.
O, sieh, der Rasen bebt, als schlüg' er Blumenwellen
Empor an die geweihte Gruft!
Und jener Abend, den ihr reiches Herz belebte,

Der, wie ein schlafender bekränzter Tag,
Um deßen Antlitz noch ein blaßes Lächeln schwebte,
Auf wiegenden bethauten Blumen lag,
O, jener Sternenabend — unvergeßen
Durchblickt er noch die hangenden Zypreßen,
Die schon um Hebras Hügel wehn!

Da frage dich: Was willst du wiedersehn?
Die Schatten ihrer Seelengüte?
Den Blick, voll Huld und Licht? das Wangenroth, das zart
Aus einem innern Lenz herüber blühte,
Aus dem Gefühl, das von der Ahnung glühte,
Vor welcher sich der Geist der Zukunft offenbart?
O, alles dieß sind Erdengaben!
Ein feiner innrer Sinn, der hier begraben
In tiefer Hülle lag, wird glorreich auferstehn,
Wird jede Geistesblüt' entschleiern,

Und wird das große Wiedersehn
Der Tugend und der Liebe feiern.
Die Wolken, welche hier noch zwischen Seelen stehn,
Die dunkeln Wolken werden schwinden;
Ein leichter Hauch verhüllt dann nur den Strahlenkern;
Die Tugend wird die Tugend wieder finden,
Anleuchten wird der Stern den Stern.
Hinschweben wird der Geist auf freiern Flügeln,
Und heller wird sein klares Bild
Sich in dem Schleier, der ihn hüllt,
Wie eine Sonn' in zarten Nebeln, spiegeln.

Nicht das Rosenlächeln, nicht
Jener Kranz von blonden Haaren;
Nicht was die Gestalt umblühte:
Nein, die zarte Seelengüte
Wird den Himmel offenbaren,
Der zu deiner Seele spricht!

Hera's Lebensmelodie
Wird in hohem Wohllaut schweben,
Ihren Wandel auszudrücken;
Jeder Engel wird entzücken,
Wird dem Himmel Himmel geben,
Aber keiner so, wie sie.

Wie ein weicher Flötenlaut,
Wird sich eine That dir nennen,
Welche Lieb' und Stille schufen:
Das ist Hehra wirst du rufen;
Immer wirst du sie erkennen
An dem Himmel, den sie baut.

Ja, Freund, wir werden seyn, wir werden noch des Schönen
Und Guten inniger und heiliger uns freun;
Und lyrischer wird unser Leben tönen,
Mit schönen Seelen im Verein.

Unsterblichkeit, dir bringe denn die Blume
Des Lebens weihend ihren Purpur dar!
Wo deine Hofnung fehlt: da fehlt dem Heiligthume
Der Menschheit ein geheiligter Altar!
Unsterblichkeit! — o strahle Lichtgedanke
Durchs Nachtgrau'n hin, das meinen Pfad umfängt!
Erhebe mich, wenn mich das Leben drängt,
Daß zwischen Drang und Pflicht, ich nicht der Pflicht entwanke!
Umsonst bekämpfen dich Vernünftelei und Spott:
Du tritst hervor in deinem stillen Schimmer;
Du wandelst durch die letzten Trümmer
Des Lebens ruhig, wie ein Gott!

Anmerkungen.

Anmerkungen.

Seite 23. „Nur ein Tropfen Lebensfeuer minder
In Piedro's heißem Blut" u. s. w.

Das Unternehmen des tapfern Corsen San Piedro gegen die Unterdrücker seines Vaterlandes, gegen die Genueser, endete mit einem unglücklichen Erfolg seiner Bemühungen. Er konnte nicht mehr retten und flüchtete mit seiner Gattin, Vanina Ornano und seinen beiden Söhnen nach Frankreich, um von dort aus kräftiger unterstützte Versuche zur Wiedereroberung der entrissenen Freiheit einzuleiten. Die Genueser wendeten sich an Vanina mit dem Erbieten: ihren Gatten zu begnadigen und ihm die, der Einziehung zugesprochenen, Güter zurück zu geben, wenn sie die Rückkehr Piedro's nach Corsika bewirken

würde. Vanina schwankte lange, ob sie diesem Antrage Gehör geben sollte? und endlich wurde sie durch den Geistlichen, der der Lehrer ihrer Söhne war, zu dem Entschluße bestimmt, nach Corsika zu gehen. Ihre Sachen waren eingeschifft und sie selbst war schon auf der Reise begriffen, als Piedro davon Nachricht erhielt, und ihr sogleich einen Freund nachschickte, der sie einholte und zurück führte. Vanina stand unter dem Schutze des Parlements zu Aix. Piedro foderte trotzig vom Parlemente seine Gattin; und Vanina folgte, gegen alle Warnungen, welche sie zurück zu halten suchten, ihrem Gatten nach Marseille, wo er ihr das begangene Verbrechen vorhielt, ihr eine kurze Zeit zur Beruhigung ihrer Seelenangelegenheit verstattete und dann einem Sklaven befahl, sie zu erdroßeln. Vanina mit einem Blick, den alle weibliche Hoheit und Würde bewafneten, wendet sich an den Grausamen, der ihr Gatte war, und jetzt als ein harter Richter vor ihr steht — „Piedro" spricht sie „vermagst du es, mich von solchen unwürdigen Händen vor deinen Augen sterben zu laßen —" Piedro, von diesem Blick, von diesen Worten ergriffen, wirft sich ihr zu Füßen, erflehet mit tausend Tränen von ihr Verzeihung der Schmach, die er, ihr zuzu-

fügen, im Begrif gewesen sey, und — — erdroßelt sie mit eigener Hand.

S. 24. Eumeniden, Rachegöttinnen.

S. 92. „Psyche fällt; ein dunkles Ahnen
Zittert um die Büßerinn" u. s. w.
Die schöne Dichtung von Amor und Psyche verschleiert die zarten Vorstellungen von Seyn und Werden. Die Psyche mit Schmetterlingsflügeln, deutet auf ein geistiges Wesen, welches aus der gröbern Erdenhülle empor gehoben, eines höhern Daseyns genießt. Sie ist die Vermählte Amors, die unsterbliche Genoßin der himmlischen Liebe. Amor hatte Psychen oft gewarnt, nicht nachzuforschen, wer ihr Liebhaber sey? Aber auf die Vorstellungen ihrer Schwestern, die nach ihrem Wunsch ihr zugeführt waren, und, auf das Glück ihrer Schwester neidisch, ihr den Wahn einflößten: ihr Liebhaber sey ein Ungeheuer, trat sie im Dunkel der Nacht mit einer brennenden Lampe und bewafnet mit einem Dolche zu dem Lager des schlummernden Amors, um sich von dem gefürchteten Ungeheuer zu befreien. Aber wie erstaunte sie, an deßen Statt, den himmlischen Amor selbst zu erblicken. Sie zitterte, und ein brennender Oehltropfen fiel

auf Amors Schulter. Er erwachte, und verstieß zürnend die getäuschte Psyche. Die Unglückliche irrte nun troſtlos auf der ganzen Erde umher, den verlornen Gott aufzusuchen und zurück zu flehen. Sie mußte sich harten Büßungen unterwerfen, bis sie endlich vom Amor, der sie noch liebte, wieder aufgenommen und in die Versammlung der Himmlischen eingeführt wurde, wo sämtliche Götter an der Vermählung Psychens mit der himmlischen Liebe Theil nahmen. So glorreich kehrt der Himmelsfunke zu seinem Ursprunge zurück.

S. 126. „Las Casas stirbt" u. s. w.

Las Casas war Bischof von Chiappo in Mexico. Er gab im Jahr 1542 eine Schrift heraus: Ueber die Mittel, Indien zu verbeßern, und übersandte sie Kaiser Karln dem fünften. Eine zweite Schrift vom ihm führt den Titel: Die Verheerung Indiens. In beiden Schriften hält er den Tyrannen dieses, mit einer schauderhaften Grausamkeit unterjochten, Landes die Härte und Ungerechtigkeit vor, unter welcher die unglücklichen Indier in den drückendsten Ketten der Sklaverei verschmachten mußten; er zeigte, daß es das Christenthum entehre, diese Mitgenoßen einer Religion der Menschlichkeit, der schrecklichsten Unmensch-

lichkeit Preis zu geben. Aber was hatten jene Ungeheuer, die sich Christen nannten, mit der Menschlichkeit zu thun! Dem Las Casas stellte sich ein Widerstand entgegen, der ganz die Miene der Verfolgung trug. Doch verlor er nicht den Muth, für seine Unglücklichen zu thun, was der Drang der Umstände ihm übrig ließ. Gezwungen endlich von der Noth, schlug er freilich leider! den Tyrannen Westindiens vor, die den christlichen Indiern abzunehmenden, Sklavenketten den heidnischen Schwarzen anzulegen. Von diesem Vorschlage an datiert sich der, die Menschheit schändende, Sklavenhandel, gegen den der Genius der neuern Zeit seine Stimme so laut erhoben hat, daß selbst Pitt ihm das Gaukelspiel einer absichtlich vergeblichen Bemühung, als ein heuchlerisches Opfer, schuldig zu seyn glaubte — Las Casas wurde durch die drängende Noth, durch spanischen Despotismus zu einem Vorschlage hingeschreckt, der seinem Herzen widersprach. Es ist ein entzückender, unvergänglicher Kranz, den Engel im dritten Theile des Philosophen für die Welt auf das Grab dieses Weisen niederlegte:

S. 160. „Der graue Sünder lebt; drei Körner Gries versanden
Die Lebenskraft, und Büffon stirbt."

Büffon starb an dem schmerzhaften Uebel: die Grieskrankheit genannt.

S. 163. „Roms Wüthrich kann — wie hoch die Schmeichler ihn auch heben —
Nicht länger vor dem Blick der Tugend stehn und beben:
Und Trasea warf ihm sein Daseyn hin. —"

Trasea war unter Nero's Henkerregierung einer von den wenigen Römern, die das Elend, welches erdrückend über dem römischen Staat lag, tief fühlten, aber nicht retten konnten. Trasea vermogte nicht mehr, Zeuge der Sklaverei zu seyn, mit welcher der, sonst so ehrwürdige, römische Senat die unerhörtesten Schändlichkeiten des Regenten vergötterte; er zog sich zurück und besuchte die Versammlungen nicht mehr: darüber angeklagt und verurtheilt, wurde ihm im Namen des Kaisers das Todesurtheil angekündigt. Er ließ sich die Adern öfnen und starb.

S. 164. „Der Heinrich Albions — wie schlägt er vor dem Schweigen
Des edlen Cranmers nieder seinen Blick!"

Cran-

Cranmer war unter der Regierung Heinrichs des achten Primas, erster Bischof von England. Die leichtsinnig geschloßenen und mit blutiger Grausamkeit wieder zerrißenen Vermählungen jenes wollüstigen Despoten, denen die Billigung von dem sklavischen Parlemente nie versagt wurde, sind bekannt. Wenn gleich Heinrich ein stets bereitwilliges Parlement fand: so mußte er doch mit dem mißbilligenden Stillschweigen des Primas zufrieden seyn, welches in Heinrichs Herzen eine Empfindlichkeit aufregte, die er kaum zu unterdrücken vermochte.

S. 164. „Sie (die Tugend) ists, die schaudernd auf
in Alexandern wacht" u. s. w.
Es ist bekannt, daß Alexander die Mutter, die Gattin und die Kinder des, von ihm überwundenen, und von mazedonischen Soldaten getödteten Darius, gegen die Sitte der damaligen Zeit, mit wahrhaft königlicher Huld aufnahm und sie einer würdigen Behandlung übergab.

S. 197. „Die Geistesfreiheit siegt; ein Brutus
hört die Töne
Der flehenden Natur, doch er erhört
sie nicht" u. s. w.
Die beiden Söhne des Brutus hatten sich in

eine Verschwörung gegen das Vaterland eingelaßen. Brutus, Roms Konsul, ließ beide vor seinen Augen hinrichten, und verschloß sich, da die Gesetze befriedigt waren, mit dem tief verwundeten Vatergefühl in die Einsamkeit, seinem Schmerze nachzuhängen.

S. 206. „Grause That und Schmach und Reue
Hängen an Jolens Blick" u. s. w.

Herkules, den die alte Dichtung als das Ideal der Selbstverleugnung und der freien Thätigkeit aufstellt, hatte neben der Kraft, die ihn beseelte manche Schwäche. Die Göttlichkeit die sein Wesen überstrahlte, war mit tiefen Schatten vermischt. Besonders fand er in seinen Vermählungen seinen Tod, der der Uebergang zu seiner Vergötterung wurde. Als er auf seinen Zügen nach Euböa kam, erblickte er Jolen, eine Tochter des Königs Eurytus. Von ihren Reitzen gefeßelt, verlangte er sie zur Gemahlin, ohngeachtet er mit Dejanira vermählt war. Eurytus schlug dem Herkules sein Verlangen ab, wofür dieser sich durch den Mord an dem Sohne des Eurytus rächte. Diese grause That befleckte seinen Ruhm; und er mußte sie durch tiefe Erniedrigungen büßen. Nachdem die Zeit dieser Büßungen überstanden war, ging Herkules gleichwohl zu dem Eury-

tus zurück, eroberte die Königsstadt, erschlug den Eurytus, nahm Jolen gefangen und sandte sie zu seiner Gemahlin Dejanira. Diese fürchtete in der Jole eine Nebenbuhlerin, und glaubte, daß sie eilen müße, von einem Mittel Gebrauch zu machen, welches ihr die Zuneigung des Herkules erhalten sollte: es war das vergiftete Blut des, vom Herkules getödteten Neßus. Sie befleckte damit ein Unterkleid, welches sie dem Herkules mit der Bitte zuschickte: es an einem feierlichen Opfertage zu tragen. Herkules legte das Kleid an, als er den Göttern opferte. So gleich empfand er die Wirkung des Giftes; und zuckende Quaalen fuhren durch seine Glieder. Durch seinen Sohn, den Hyllus ließ Herkules sich auf den Berg Oeta bringen, um durch einen freiwilligen Tod seine Leiden in den Flammen zu enden. Schon umgab ihn die lodernde Glut: und nun heiterte sein ganzes Wesen sich auf. Er hatte für seine Vergehungen gebüßt; das Sterbliche fiel ab von ihm, und sein innigstes Selbst stieg geläutert zu den Göttern empor.

S .212. „Und jener Abend, den ihr reiches Herz belebte" u. s. w.

Bezieht sich auf eine Stelle des vierten Gesanges Seite 114.

FEB 7 1901

Bei Schimmelpfennig in Halle gedruckt.

W 289

WERT
BOOKBINDING
Grantville, Pa
Sept.-Oct. 1988
We're Quality Bound